Pichler



Aus den

März- und Oktobertagen

zu

Wien 1848.

Von

Adolf Pichler.

Innsbruck,
in der Wagner'schen Buchhandlung.
1850.

Gedruckt mit Wagner'schen Schriften.

I.

Aus den Märztagen.

Motto:

Ist mir min Leben getroumet oder ist ez war?
Daz ich ie wande daz iht wäre, was daz iht?
Dar nach han ich geslafen und enweiz es niht!
Walter von der Vogelweide.

Seit den letzten Jahrhunderten hat sich der Schwerpunkt europäischer Geschichte so sehr nach Frankreich verrückt, daß man bewußt oder unbewußt gewohnt wurde, von dorther die Wendung politischer Geschicke oder den Ausgangspunkt neuer Verhältnisse zu erwarten. Nach jener Richtung blickt bei der leisesten Bewegung alles; sowol die Diener der Legitimität als auch die Verfechter der socialen Republik und was in zahllosen Schattirungen zwischen diesen Gegensätzen in der Mitte ligt: man weiß gar wol, daß die Ereignisse jener Kreise eine ganz andere Wichtigkeit haben, als wenn im fernen Pendschab oder China die Völker aufeinanderschlagen. Es ist daher leicht zu begreifen, welche fieberhafte Erregung die Nachrichten aus Paris im Februar 1848 zu Wien hervorbringen mußten, wo der Druck des alten Systems zum unerträglichen gestiegen war. Wie viele Hoffnungen erregte die Flucht Ludwig Philipps! man wußte, daß die Räuber der Volksrechte und ihre Schranzen jetzt zitterten; ob so, ob so — schlechter konnte es nicht mehr werden, es stand eine neue Aera in Aussicht.

Mir ist nur ein Umstand aufgefallen, der seine nächste Erklärung im Verkehr der großen Handelshäuser findet, denen natürlich auf das höchste daran liegen mußte, die Wolken am politischen Horizont zu beobachten. Wir Mediziner im allgemeinen Krankenhause wußten Tag für Tag den Gang der auswärtigen Ereignisse weit früher als die öffentlichen Blätter davon Kunde brachten; ich erinnere mich, daß wir manchmal bereits am Morgen Dinge besprachen, von denen Staatsräthe viele Stunden später noch gar nichts gehört haben wollten. Wie von Geisterstimmen wurden Nachrichten verbreitet, nur jene, welche in allwissender Weisheit sich berufen glaubten, mit eisernem Gebiß die Bestie Volk zu lenken, hatten keine Ahnung davon, in welchem furchtbaren ideellen Zusammenhang die Ereignisse jenseits und diesseits des Rheins standen. Es ist ein unumstößliches Wort: Revolutionen kann man nicht machen, sie wachsen mit organischer Nothwendigkeit, und haben sie ihre Reife erreicht, so ist ihr Ausbruch eben so wenig durch Polizeimaßregeln zu hemmen, als jener des Vesuv durch ein aufgespanntes Regendach. Die Erregung der Gemüther steigerte sich noch mehr durch die

gleichzeitigen Begebenheiten zu München und Anderorts, manche sannen bereits darauf, in Wien Aehnliches zu beginnen. Man erzählte von Adressen, welche die Buchhändler und der niederösterreichische Gewerbsverein an den Kaiser zu richten gedachten; dadurch wurden mehrere Studenten auf eine ähnliche Idee geleitet. Was sie ihren Freunden als einen Einfall mittheilten, wurde von diesen und der Menge mit Feuer aufgefaßt und sollte unmittelbar verwirklicht werden. Juristen, Mediziner und Politechniker setzten sich ins Einvernehmen. Samstag am 11. März versammelten sich um 6 Uhr Abends in einer Kneipe der Alservorstadt heimlich einige Mediziner zur Berathung des Entwurfes. Ein so kleiner Anfang hatte so großartige welterschütternde Folgen! An jenem Abend hatte ich zur ganzen Sache sehr wenig Vertrauen: wird die Regierung, welche bisher keine Einsprache gelten ließ, auf die Stimme von Jünglingen achten, die sie stets nur als Buben im Schulzimmer behandelte, um jeden Funken Selbständigkeit in ihrer Brust auszulöschen? — — — Aber die nächste Zukunft sollte diese Regierung hinstellen als einen Popanz ähnlich dem Traumbilde des Nebukadnezar, welches mit seinen Füßen aus Lehm auch nicht einmal dem Rollen eines Sandkornes Widerstand zu leisten vermochte.

Damals wurde auf den 12. März bis halb 9 Uhr zur Zeit des akademischen Gottesdienstes eine Versammlung in der Aula der Universität festgesetzt. Hier sollte die Adresse unterschrieben werden. Indessen hatten die Professoren von dem Vorsatze der Studenten Nachricht bekommen; die Männer des Gesetzes eilten voll Schrecken hin, einen nach Sedelnitzki-Metternich'schen Begriffen so ungesetzlichen Schritt zu hintertreiben. Hye bemächtigte sich des Wortes und wußte kraft seiner Rednergabe so zu beschwichtigen, daß die Unterschrift nicht von statten ging; er mußte aber mit seinem Ehrenworte verbürgen, den Inhalt der Adresse ins Einzelne vor seine Majestät zu bringen. Damit war die Ruhe hergestellt, allein nur für kurze Zeit. Man wies nämlich ganz richtig darauf hin, daß nur durch die Unterschriften die Adresse zur Thatsache werde, indem ohne diese Form unser Beginnen von den Büreaukraten als eine bloße Krakelerei einiger Verblendeter und Thoren dargestellt werden könnte, wie ja stets bisher jede Regung der Freiheit auf ähnliche Art abgefertigt worden war. Es versammelte sich daher Abends in der Aula eine Menge Studenten, und beschloß am nächsten Morgen, wo die Eröffnung des niederösterreichischen Ständekongresses stattfand, vor das Landhaus zu ziehen; Professor Hye und der Rektor, welche mit aufgehobenen Händen davon abriethen, konnten nur eine geringe Anzahl von etlichen Hunderten zurückhalten. Die Sache war unterdeß stadtkundig geworden.

In der Frühe des nächsten Tages floß in der Herrengasse, wo das Landhaus steht, eine unzählige Menschenmasse zusammen. Es waren zumeist gutgekleidete Leute; man konnte wol bemerken, daß sie größtentheils Neugierde herbeigeführt hatte, wie es aber bei dergleichen Anlässen zu gehen pflegt, steigerte sich die Stimmung mehr und mehr. Im Hofe des Landhauses wurde vom Brunnen herab die Rede verlesen, welche Kossuth über die Lage des österreichischen Kaiserstaates in der ungarischen Reichsversammlung gehalten hatte. Von dem Vorgetragenen konnte man wegen der großen Entfernung nicht viel verstehen, ich suchte daher herauszukommen, was mir bei dem starken Gedränge nur mit äußerster Anstrengung gelang. Vor den Thoren des Gebäudes war aber die Menschenmenge nicht geringer. Redner wurden auf die Schultern gehoben, und in der Luft getragen sprachen sie zum Volke, das ihnen mit lautem Beifall auf den Stadtplätzen nachwogte. Nieder mit Metternich! war der allgemeine Ruf, der sich immer unheilsdrohender wie ein Sturm wiederholte. Man wollte endlich vor sein Palais ziehen. Da soll aber einer der Redner gerufen haben: „Was wollt ihr diesen Mann richten, ihn hat bereits die Natur gerichtet und die Geschichte. Er hat sich überlebt!“ So wurden die Wellen beschwichtigt. Von Metternich erzählt man, er habe, als die ersten Volkshaufen sich andrängten, mit Hohn auf das Gesindel hinabgelächelt, als aber die Massen immer mehr schwollen, sei er entsetzt mit dem Rufe: das ist Revolution! entflohen.

Während dieser Vorgänge eilten einige Studenten hinauf über die Treppe des Gebäudes, sie wollten die Stände bewegen, den Wünschen des Volkes am Throne das Wort zu leihen. Zufällig, weil des Hauses unkundig verirrten sie sich, eine Thüre klappte zu, man hielt sie für gefangen. Da wurde zum Erstenmale Gewalt angewendet; das Volk drang ein, sie zu befreien, und zerstörte dabei Fenster und Geräthe mit tobendem Lärm. Nun konnte jeder Unbefangene voraussehen, daß es zu einer Entscheidung kommen müsse. Plötzlich flog von Mund zu Mund das Gerücht: die Stände wollen sich zum Kaiser verfügen! Im Augenblicke wurde durch das dichte Gedränge für sie eine Gasse gebrochen, mit lautloser Ehrfurcht blickte Alles auf das Thor, durch welches sie heraustreten sollten. Bei ihrem Erscheinen begrüßte sie aufmunterndes Freudengeschrei. Sie wurden in die Burg, deren Zugänge bereits vom Militär geschlossen waren, eingelassen; das nachziehende Volk mußte vor der starren Hecke von Bajonetten weichen. Es erwartete voll banger Ungeduld auf dem Michaeler-Platz den Bescheid des Hofes. Viele zerstreuten sich, ich ging mit Medizinern in die Alservorstadt.

So wurde es 2 Uhr Nachmittag. Da hieß es auf einmal, das Militär habe gefeuert. Wir stürzten zum Schottenthore, dieses war jedoch schon gesperrt. Einzelne kamen heraus, sie erzählten von den stattgehabten Gewaltthaten, Frauen, Kinder und Greise lagen erschossen in der Herrengasse. „Gott sei es gedankt! rief Jemand, jetzt hat die Freiheit die Bluttaufe, jetzt kann es was werden.“ Ich ging nach Hause und holte meine Pistole. Als ich auf die Straße zurückkehrte, waren bereits einige Bekannte versammelt. Wir hörten neuerdings das Krachen von Gewehrsalven, ein Wuthschrei aus jedem Munde! Wir wollten in die Stadt, konnten aber nicht hineindringen. Dazumal begegnete mir ein Freund, er faßte mich am Arm und flüsterte mir ins Ohr: „Laß es gut sein; wenn es dämmert kommen die Arbeiter, nnd dann soll es ernstlich losgehen.“ Wir rüsteten unterdeß nach Möglichkeit Waffen. Beim Zwielicht eilte ich über das Glacis. Etwa auf der Mitte des Weges sah ich plötzlich durch das Grauen der Dämmerung den Blitz von einer Reihe Gewehre: bei den kaiserlichen Stallungen hatte ein Zusammenstoß zwischen Soldaten und Volk stattgefunden. Das Schottenthor fand ich bereits aufgesprengt, von einem Widerstande des Militärs war hier kaum die Rede. Hier soll ein riesengroßer Metzgerknecht eine Laterne umgerissen und mit dem Pfahle Grenadiere niedergeschlagen haben, bis ihn etliche Schüsse todt an den Mauern der Bastei hinstreckten. Ich ging zuerst auf den Hof. Zwischen diesem und dem Judenplatze an der engsten Stelle der Quergasse lag als Versuch einer Barrikade ein Wagen mit Kehricht umgeworfen, unweit davon bezeichneten Blutspuren die Stellen eines Angriffes. Finster und drohend stand das Militär in geschlossenen Reihen. Studenten eilten zur Aula. Um 7 Uhr Abends waren alle Räume der Universität angefüllt. Hier herschte gewaltige Aufregung; Deputation um Deputation wurde abgeschickt, um vom Kaiser Bewaffnung zu erlangen; endlich festgesetzt, man werde, wenn bis halb 9 Uhr keine entscheidende Antwort komme, das Zeughaus stürmen; Arbeiter durchzogen die Stadt, alle Fenster mußten beleuchtet werden. Viertelstunde um Viertelstunde verfloß mit fruchtlosem Harren; es waren Augenblicke voll furchtbaren Ernstes, welche der Entscheidung immer näher führten. Da hallte plötzlich durch die Straßen wildes Getöse und Gebrüll, Menschenwogen drängten heran zur Universität, unter den Versammelten trat lautlose Stille ein: die Studenten!! — drang der Ruf des Volkes herein, Fenster klirrten, dazwischen das Krachen von Balken und Stangen. Ich ging mit einigen vor das Thor. Die Arbeiter standen schaarenweise durch die Gassen, zerbrochene Bretter, Aexte und andere Waffen, welche der Zufall gegeben hatte, ober den Häuptern schwingend. Dazu die

ungewisse Beleuchtung rauchender Fackeln, ein grauenvoller Anblick, darauf hindeutend, welche dämonischen Kräfte entfesselt seien. An Minuten hing das Heil! da trat vor halb 9 Uhr der Rektor in die Aula und sagte: der Kaiser habe uns Waffen bewilligt, im bürgerlichen Zeughause würden wir sie erhalten. Schon vorher hatten sich die Studenten mit Kreide den Anfangsbuchstaben der verschiedenen Fächer, welche sie hörten, auf die Hüte gezeichnet, man wollte jetzt in Abtheilungen von sechs Mann je einen Führer voraus zum Zeughaus marschiren. Sobald wir aber auf die Gasse kamen, löste sich diese Ordnung auf und nur mit Mühe erreichten wir in einfachen Reihen das Lugeck, so groß war das Gedränge! Dort stand ein Bürgeroffizier mit einigen Zügen. Er hielt uns auf und fragte: „Meine Herren! wollen sie zur Vertheidigung der Ordnung und Sicherheit die Waffen ergreifen, wollen sie mit uns Bürgern und für uns sein?“ Lauter Zuruf erfolgte, er wich seitab. So gelangten wir auf den Judenplatz. Dort waren Tische aufgestellt, jeder mußte seinen Namen zur Aufschreibung angeben, eine Maßregel, die gar manchen ein wenig erschreckte. Wollte man diese Nahmen zählen, wie wenig würden es im Verhältniß zur spätern Zeit sein, wo auch die Muttersöhnchen und die Memmen um an den Aufzügen Theil zu nehmen aus ihren Schlupfwinkeln wie das Ungeziefer nach dem Regen hervorkrochen. Jene Nacht ist geweiht durch die ganze Weltgeschichte, und wenn auf etwas so bin ich darauf stolz, daß ich mich damals fest und entschlossen in die Reihen dieser Jünglinge stellte.

Nach der Einschreibung geleitete man uns in das Zeughaus. Wir erhielten Musketen, welche sich freilich eher zum Einheizen als für ein Gefecht eigneten. Dann theilten wir uns in größere Scharen, Offiziere und Trommler der Büagergarde voraus durchzogen wir die Stadt unter gränzenlosem Jubel uns überall mit dem Volke verbrüderub. Welche Stunden! Wien hat keine größern je gesehen, so lang es steht, und wird keine herrlichern je sehen. Leider deutete selbst in diesen Stunden wie fernes Wetterleuchten manches auf Elemente, die in stets wachsender Gährung der jungen Freiheit eben so gefährlich zu werden drohten, als der frühere Druck des Absolutismus. Ich traf auf einen Haufen Arbeiter, zu denen ein bärtiger junger Mann, dessen Physiognomie schon seine Abstammung verrathen haben würde, wenn ich ihn nicht von anderer Gelegenheit gekannt hätte, sehr eifrig sprach. Er wieß mit dem Finger auf ein schönes Gebäude: „Gefällt euch das Haus?“ Die Arbeiter verwundert über diese Frage antworteten: Ja! — „Nun gut, fuhr er fort, es gehört euch, wird euch gehören, denn bald werden alle Dinge gemeinsam sein. Wie gefällt

euch diese Laterne? Da könnte man die Reichen daran hängen, nicht wahr?“ Noch verstanden die Arbeiter diese Sprache nicht, sie sahen sich befremdet an und ließen den Redner, ohne weiter auf ihn zu achten, stehen.

Bisher war im Ganzen nichts gewonnen, wir hatten aber doch Waffen und damit die Möglichkeit Alles zu erringen durch Thatkraft und Aufopferung. Wir wußten, daß in der Burg über Bewilligungen berathen wurde, deßwegen beschlossen wir, ohne zum Angriff überzugehen, den nächsten Tag abzuwarten. Wenn ich sage wir beschlossen, so ist damit kein planmäßiges Verabreden gemeint; was das Volk that, geschah unter dem Antriebe eines Instinktes, den man wahrhaft einen welthistorisch-großartigen nennen darf. Von der Thorheit jener, welche Bestechung und andere Hebel bei dieser Bewegung sehen, oder vielmehr gerne sehen möchten, ist es gar nicht der Mühe werth zu reden, wer in jenen Tagen thätig mitgewirkt hat, findet diese Ansicht nur des Mitleids, keineswegs der Widerlegung würdig.

Zuerst mußten wir in jener Nacht die Wuth des Volkes beschwichtigen, welches sich, wenn von Jemanden, nur von uns friedlich leiten ließ. Wir vertheilten uns daher in Patrouillen durch die Stadt und Vorstädte. Ich zog mit Bürgern und Studenten nach Mariahilf. Auf dem Glacis waren überall die eisernen Kandelaber umgerissen, das brennende Gas fuhr im breiten Strome aus den Röhren. Die Flammen angezündeter Mauthgebäude rötheten den Himmel. Als wir die Linie erreichten, hatte sich das Volk bereits zum Theil verlaufen, überall war vollkommene Ruhe. Wir trafen mit den Bürgern Verabredung, uns am nächsten Morgen im Gemeindehaus auf der Wieden zu versammeln. Von den übrigen Abtheilungen weiß ich nicht zu sagen, wohin sie sich wandten, oder wie lange sie noch herumstreiften; ich ging um 2 Uhr nach Mitternacht mit einigen Freunden in die Alservorstadt zurück.

Kaum graute der Tag, so eilte ich mit einem Hausgenossen über das Glacis dem uns bestimmten Versammlungsplatze zu. Wir kamen zu einer Ecke, wo mehrere Gassen einmündeten, die sehr stark vom Militär besetzt waren, im Nu wurden wir umzingelt, und nachdem man uns die Waffen aus der Hand gerissen, zum Ortskommandanten geschleppt. Mein erster Gedanke war an Arglist und Verrath gemeinster Art, wie man das ja durch das Metternich-Sedelnitzkianische System gewohnt war. Trotz der gewiß nicht erfreulichen Lage, in der ich mich befand, konnte ich mich doch kaum des Lachens enthalten, wenn ich die aufgedunsenen grimmigen Gesichter der böhmischen Soldaten betrachtete, die uns mit gespanntem Hahne eskortirten. Der wachhabende Rittmeister ließ uns aber auf unsere Angabe, wir seien Studenten,

alsogleich frei und die Waffen zurückstellen. Auf dem bezeichneten Platze war schon ein Theil der Wiedner-Bürgergarde versammelt. Als wir uns in Reih und Glied stellten, drängte sich ein zerlumpter Kerl zu mir, und drückte mir heimlich einige scharfe Patronen in die Hand. Schlag 7 Uhr vertheilten wir uns in Patrouillen. Mich traf es an die Favoritenlinie. Als wir hinkamen, stürmte das Volk so eben das Finanzgebäude. Im Sturmschritt vor! Unser bloßes Erscheinen stiftete Ruhe. Wir besetzten nun die Eingänge der bedrohten Gebäude, das Volk umdrängte uns in dichten Schaaren. Durch die zerbrochenen Mauthschranken wurden alle möglichen Gegenstände zollfrei eingeführt, Geschrei und Gelächter wie beim Kirchtag, als ob nicht Stunden blutiger Gefahr vorausgegangen wären. Das Volk wußte gar sehr zu würdigen, wie viel wir gewagt. Ein Handwerker trat zu mir und zeigte die schwieligen Hände: „Sehen sie, das ist vom Arbeiten; wenn ich dann Samstags die paar Kreuzer Wochenlohn erhielt, mußt ich noch davon Akzis zahlen; das ist schön von den Herren, daß sie für uns arme Leute so viel thun!“ Das Volk faßte den neuen Umschwung der Dinge zuerst mit Rücksicht auf seine Lebensbedürfnisse auf.

Unser Zureden reichte überall hin, Plünderung und Brand zu verhindern. Man wollte auch hier wie bei Mariahilf die erbrochenen Gebäude anzünden. Daß es an dieser Linie nicht geschah, davon dürfen wir uns einen großen Theil des Verdienstes zuschreiben, indem es uns stets gelang, die von anderer Seite aufgeregten Massen zu beschwichtigen.

Auch komische Auftritte blieben nicht aus. So trat eine Rudel Weiber zu mir, von denen jede ohne weiters als Hexe an Makbeth hätte debütiren können, und bathen mich, den Eintritt ins Gebäude zu gestatten, damit sie die etwa noch vorfindigen Sachen forttragen könnten. Ich sagte: „das ist Raub und schickt sich nicht für so ehrbare Frauen wie ihr seid!“ Da erwiederte eine: „Wir wollen ja nicht rauben, schenken sie uns aber die Sachen!“ Ich antwortete: „Ihr werdet doch begreifen, daß ich, was nicht mein gehört, nicht verschenken darf!“ Damit waren sie völlig zufrieden. Später machte ich eine Thüre hinter mir auf, man hatte in der Verwirrung Hennen eingesperrt. Als nun diese mit lautem Gackern über meinen Kopf weg in die Menge flogen, gab es beim Fangen Spaß genug.

Das Volk sympathisirte voll Begeisterung überall mit uns. Wein, Bier, Lebensmittel wurden gebracht mehr als wir verzehren konnten. Ein dicker Wirth ließ von seinen Knechten ein paar Fäßchen herbeischleppen: „Trinkens, Trinkens meine Herren, sie werden durstig sein; sie habens heiß genug gehabt.

Sehens wenns wieder losgeht, hab ich mich schon auch bewaffnet!« Dabei klopfte er an seine Tasche. Er hatte diese nämlich als neuer David mit faustgroßen Kieseln angefüllt. Eines anmuthigen Vorfalls will ich erwähnen, der sich wol an diesem Tag viel tausendmal ereignet hat. Ein hübsches Bürgermädchen trat schüchtern zu mir, und heftete mir die blaue Busenschleife auf die Brust. Wir waren am Ende wie Bänderkrämer von oben bis unten geschmückt. Uebrigens muß ich sagen, daß mir auf meinem Posten doch nicht ganz wol war. Fern von dem Centrum der Entscheidung mußten wir aus Stadt und Aula die widersprechendsten Gerüchte hören, wir seufzten daher gar sehr nach zuverlässiger Botschaft. Da kam um 12 Uhr eine Schaar Bewaffneter, voraus eine alte Fahne, schon von weitem begrüßten sie uns mit Freudengeschrei: »Der Kaiser hat Preßfreiheit, Konstitution und Nationalgarde bewilligt!« Wir traten in Reih und Glied, die überall zerstreuten Posten schlossen sich rottenweise an, so zogen wir mit der Fahne am Wien-Gloggnitzer Bahnhof vorüber. Da kamen einige Arbeiter und bathen uns durch den Hof zu ziehen, damit sie uns alle begrüßen könnten. Als wir eintraten, stürmten sie mit einem Jubelgebrüll, wie ich es meiner Lebtag nie mehr hören werde, auf uns los; diese schwarzen rußigen Gesellen, sie rissen uns vor Freude fast in Stücke, und wir hatten nicht Hände genug, alle diese Hände, die sich uns entgegenstreckten, zu drücken. Sie sagten, wenn es losgehe, seien sie gleich bereit, mit ihren Eisenstangen sich uns anzuschließen.

Durch die Kärntherstraße steckten wir weiße Bänder auf, als Zeichen des Friedens wegen den gemachten Bewilligungen. Aus allen Fenstern wehten uns zum Gruße Tücher entgegen. Auf einem Erker stand eine schöne Dame mit ihrem Knäbchen. Dieses trug eine weiße Seidenfahne mit Blumenkränzen geschmückt in der Hand. Es ließ sie auf uns herabfallen, wir machten Front und steckten dieses Fähnlein auf die Spitze unserer Fahnenstange. Ich erzähle diese Besonderheiten wie ich sie eben erlebte, sie lassen einen Schluß auf das Ganze machen, welches in einen Rahmen zu fassen wol schwerlich je eine Geisteskraft ausreichen wird. Wenn Heeresmassen in geschlossenen Reihen wirken, und nur Einer befiehlt, so daß die Krieger Maschinen seines Willens sind, ist es in den meisten Fällen schon schwer, klar und übersichtlich zu berichten, wo aber, wie im März, jeder handelt, da läßt sich wol von einem Geiste reden, der die Massen bewegt und in wilde Gährung treibt, es lassen sich wol Einzelnheiten erzählen, der Politiker mag die Folgen und Errungenschaften des Kampfes abwägen und beurtheilen, wer aber immer redlich ist, wird die Unmöglichkeit einsehen, das, was man gewöhnlich Geschichtschreibung nennt, hier zu versuchen.

Auf dem Universitätsplatze versammelten sich alle Rotten, die Zahl der Bewaffneten stieg beiläufig auf 3000. Da ereignete sich etwas, was furchtbare Folgen hätte haben können. Es wurde ausgesprengt, alle Bewilligungen seien nur eine Lüge um Zeit zu gewinnen, man wolle uns unter allerlei Vorwänden patrouillenweise aus der Stadt schicken, und diese dann in Belagerungszustand versetzen. Im Nu verschwand die weiße Farbe, ein breites rothes Tuch wurde aufgebunden und wogte als Blutfahne über den Scharen, die Frauen warfen rothe Bänder herab; Sturm, Sturm! hallte es durch alle Reihen. Eine junge Dame riß das rothe Halstuch ab, und gab es uns todtenbleich mit den Worten: „Roth ist eine schauerliche Farbe, wenn aber Blut fließen muß, so kämpfen sie, wie sie begonnen — als Helden!“ Bald zeigte sich jedoch, daß alles falsche Gerüchte seien. Man sagte, es sei ein verzweifelter Versuch jener reaktionären Clique gewesen, die mit Metternich steht und fällt, uns durch ein Aeußerstes zum Aeußersten zu treiben und dadurch einen Rückschwung der Dinge zu erzwingen.

Gegen Abend kam von verschiedenen Seiten Nachricht, das Proletariat stürme Fabriken und plündere, ebenso werde auf dem Hof ein Angriff beabsichtigt, weiß Gott von wem und gegen wen, da wurde auch gar nicht darum gefragt. Wir theilten uns in Patrouillen; ich zog bei diesem Anlaß mit beiläufig hundert Mann, die sich da und dort anschlossen auf den Hof, es war aber weitum von Gewaltthaten nichts zu sehen und nichts zu hören. Alles zerstreute sich, mit einigen kehrte ich auf die Aula zurück, um bestimmte Weisungen zu holen. Da ging ich aber irre, jeder that ohne Oberleitung, was ihm gut dünkte. Wenn Jemand rief: Wer will mit mir da oder dorthin streifen gehen? schlossen sich wieder etliche zehn oder zwanzig an; so war ein beständiger Wechsel von Kommenden und Gehenden. Gegen 10 Uhr rannte ein Bürgeroffizier athemlos mit der Bothschaft daher: der Pöbel dränge in großen Schaaren von der Simmeringer-Haide dem Donauarm entlang, um zu plündern in die nächstgelegene Vorstadt, und es werde bereits zusammen geschossen. Wer gehen könne, solle ihm alsogleich folgen. Es war nun freilich schwer einzusehen, wie denn der Pöbel anstatt gleich Anfangs innerhalb der Linie zu bleiben, sich außerhalb derselben auf die Simeringer-Haide begeben solle, um erst von da aus wieder hereinzudringen, aber daran dachte in der ersten Verwirrung Niemand. Wir rannten wie besessen über die Landstraße zur Rasumofski-Brücke, um einen Angriff von jener Seite abzuwehren, da aber nirgends ein Schuß fiel, fragten wir endlich den Offizier, wo denn eigentlich das Gefecht sei? Er entgegnete: wir sollten nur auf die Simmeringer-

Haide hinaus, da würden wir schon noch recht kommen. Einige meinten, das sei denn doch kein Spaß ohne Pulver und Blei, andere zogen Patronen hervor, leider waren sie blind, ein Studentlein hatte sich besser vorgesehen und theilte Schrottkörner aus. Damit wurden jene Musketen geladen, welche in schußfähigen Zustand waren. So traten wir im Mondschein unsere Promenade an. Bis gegen 4 Uhr früh zogen wir kreuz und quer, ohne auch nur von fern etwas zu entdecken, was uns die Freude gemacht hätte verdächtig auszusehen, und gingen verdrüßlich in die Stadt zurück. Kaum hatte ich mich niedergelegt, so jagte mich schon wieder Sturmgeläute und Büchsenknall im nahen Hernals aus dem Bette. Ueber die Gasse sprengte Reiterei, Fußvolk marschirte nach, einzelne Bürger kamen im Schlafrocke mit der Muskete; ich eilte an das Linien-Thor, was ich nur eilen konnte. Was war der ganze Lärm! Zwei besoffene Patrouillen waren auf einander gestoßen, und der löbliche Küster von Hernals, der vielleicht mit einem kleinern Konstitutionsräuschchen eingeduselt sein mochte, rannte darauf in den Kirchthurm und schlug die Glocken an. Auf dem Rückwege gesellte sich ein junger Mann, anscheinend ein Ladendiener, zu mir, und flüsterte mir in's Ohr: „Wenn Sie oder gute Freunde scharfe Patronen brauchen, senden sie nur unter bestimmter Parole in jenes Haus, man wird ihnen dann alsogleich das Gewünschte verabfolgen.“

Gegen Mittag gewannen wir Zeit, uns fester zu ordnen. Wir bildeten auf dem Universitätsplatze ein großes Viereck, denn es wurde gemeldet, der Kaiser werde unter uns erscheinen. Später, hieß es, eine plötzliche Unpäßlichkeit habe ihn befallen. Statt seiner kam nun ein Zug Italiener mit der grün weiß rothen Fahne, auf den Hüten trugen sie gleichsam als Sinnbild der politischen Zustände ihrer Heimath einen Hoffnungsanker angekreidet. Sie wurden mit Beifall aufgenommen, daß sich aber irgendwo ein Enthusiasmus für sie gezeigt hätte, ist mir nicht erinnerlich. Nach und nach kamen aus den verschiedensten Gegenden der Monarchie Abgeordnete, um der Aula lebhaften Dank in mehr oder minder schwunghaften Redensarten und Adressen abzustatten, die Zahl derselben anzugeben, ist eben so wenig nöthig als jene der ungeheuren Masse von Plakaten, welche nun plötzlich an jeder Mauerecke hingen. Auch Carrikaturen und Flugblätter fehlten nicht; Geistreiches konnte man aber wenig darunter bemerken, es schien fast, der Wiener Witz sei über die unerwartete Wendung der Dinge eben so verblüfft gewesen, als Hof und Ministerium. Von den neuen Zeitgedichten ließ sich noch weniger sagen, wie sollte in ihre Verfasser, die schon vor der Revolution höchst mittelmäßig waren, mit der Revolution der Genius der Poesie gefahren sein! Es war nun mehr geschehen

als sie je geahnt und gehofft hatten, und die That war hier in ihrer Vollendung und Durchführung selbst die lauterste Poesie.

Als eine kurze Ruhe eintrat, besichtigte ich die Todtenkammer im Spitale. Bei 60 Leichen lagen aufgeschichtet; es war gewiß ein schöner Gedanke jenes jungen Arztes, der diese heiligen Opfer der Freiheit mit Fichtenzweigen und den spärlichen Blumen, die der frühe Lenz both, schmückte.

Für den Abend wurde ein großer Umzug durch die Stadt angesagt, denn man wollte sich des errungenen Glückes recht vom Herzen freuen. Wie soll ich die Zauberpracht und Seligkeit dieser Nacht schildern! Noch jetzt bei der Erinnerung daran wird mein Auge feucht: aus Freude über den herrlichen Aufschwung der Gemüther in jenen Stunden, — aus Schmerz, daß jetzt alles einem Ende zuneigt, wo die Kraft der Abspannung, die Begeisterung der Phrase weicht. Welch' ein Reichthum von Liebe zeigte sich damals für den Kaiser! Es hatte zwar nie, als der Aufstand ausgebrochen war und auf das Aergste wüthete, auch nur ein feindliches Wort gegen ihn verlautet, jetzt aber stieg der Jubel zu einer wahren Springfluth; wie sich fromme Christen vor dem Sakramente neigen, so wurde überall sein blumengekränztes Bild, welches Studenten herumtrugen, begrüßt. Später kam mit Kossuth eine große Schaar Juraten von Preßburg, köstliche Bursche im Nationalkostüm mit krummen Türkensäbeln. Herzlich lachen mußten wir über einen Magnaten mit langen grauen Haaren, der an unsern Reihen vorüberging und beständig rief: „Kann zwar nit deutsch! kann zwar nit deutsch!“ und dabei Jeden, den er nur erwischen konnte, ans Herz drückte und umarmte. Endlich setzten sich die Kolonnen zum festlichen Umzug in Bewegung. Die Häuser waren beleuchtet, viele Fenster schön und sinnvoll mit Lichtgemälden verziert, über der ganzen Stadt spielte feenhafter Schimmer und Glanz. Wo wir uns nur hinwandten, wurden wir mit gränzenlosem Enthusiasmus begrüßt. Ich habe Greise Freudenthränen weinen gesehen, alles neigte sich vor uns wie vor Fürsten, Mütter hoben ihre Kinder in die Höhe und riefen: „Unsere Kinder sollen einst davon erzählen, was sie gethan haben; diese werden die Früchte ihres Muthes genießen, wenn wir selbst das Reifen derselben nicht mehr erleben!“ Ueberall und überall lautes Lebehoch aus tausend Kehlen. Es war ein Triumphzug, wie ihn noch kein König erlebt hat. Man wird es glauben, daß Manchem von uns, als wir so gefeiert und geehrt dahin zogen, Thränen auf die Muskete niederflossen. Wir hatten das stolze Bewußtsein, ein neues Blatt der österreichischen Geschichte, der Weltgeschichte aufgeschlagen zu haben, mit unserem Blute sind

die ersten Buchstaben auf diesem Blatte geschrieben; wir durften damals eine großartige Entwicklung hoffen, da die edelsten Güter eines Volkes errungen waren; wir hatten ein Vaterland, werth dafur zu streiten und zu fallen, wenn es das Verhängniß fordern sollte.

Nach Verlauf dieser drei Tage nahm ich wenig Antheil mehr an den Berathungen der Aula und ihren Plänen. Die frische That war geschehen, wer dabei mit kräftigem Ernst mitgewirkt hatte, mochte ruhig über die Winkelcelebritäten lachen, die überall auftauchten: Maden, welche die Sonne der Revolution aus dem aufgewühlten Schlamme großzog, um sie dann wieder der Selbstverwesung zu überlassen.

Wenn man mich fragt, ob es möglich gewesen wäre, mit den vorhandenen Streitkräften die Bewegung gewaltsam zu unterdrücken, so muß ich jenen, die alles nach mechanischen Mitteln abwägen, unbedingt sagen: es war möglich! Noch ist mir die gränzenlose Feigheit, mit der sich das alte System selbst begrub, unbegreiflich; von einem Kampfe im eigentlichen Sinne des Wortes war nirgends die Rede, das Volk forderte und man bewilligte. Eine andere Macht wirkte hier: der Schrecken! die Lenker der Staaten sahen im Sturz des französischen Thrones ihr mane thekel phares, sie wichen zitternd und kopflos dem Grolle des Volkes, und verriethen dadurch eine innere Charakterlosigkeit, die bisher nur in der noch größern Charakterlosigkeit der Beherrschten eine Stütze fand. Dadurch fehlt ihrem Unterliegen jede tragische Würde, und die Zukunft wird noch weit strenger als die Gegenwart über sie richten. Die entdämmten Wogen bewegten sich schrankenlos und schwankend hin und her; das Schifflein des Staates flog auf und ab, und seine Leiter warfen von Zeit zu Zeit ein Dekret aus, wie einen Anker, ob es etwa Boden fasse und einige Ruhe und Sicherheit gewähre. Umsonst! bei denen, die weise sein sollten, war keine Weisheit zu finden, nur die Geister der Vergangenheit waren es, oder wie es andere bezeichnen, die Macht mehr als hundertjähriger Gewohnheit, was die Völkerstämme noch zusammenhielt.

Am 1. April schien endlich einzutreffen, was man schon längst befürchtete: es werde nämlich die Parthei büreaukratischer Finsterlinge nach und nach Reaktionen einleiten. Es wurde ein Preßgesetz veröffentlicht, mancher Punkt desselben deutete darauf hin, daß man eine neue Knechtung des freien Wortes versuche. Die Studenten versammelten sich wieder auf der Aula, die Sache wurde besprochen, man wollte in Schaaren auf den Graben ziehen, und dort die erschienene Verordnung verbrennen. Da trat Professor Hye auf, sein Wort hatte nicht die beschwichtigende Wirkung, die man erwartete, und erst als

eine Deputation von Pillersdorf die Antwort brachte, daß man die fraglichen Punkte umgestalten wolle, kamen die Studenten überein, die Sache vorläufig ruhen zu lassen. So stellte sich die Universität auch hier an die Spitze, und wußte der öffentlichen Meinung den Sieg zu verschaffen.

Sonntag am 2. April! Welche freudige Ueberraschung; die schwarz-roth-goldene Fahne wehte vom Stephansthurm in der Morgenluft. Mir war es wie ein Mährchentraum. In der Nacht kamen Männer auf die Universität und übergaben der wachhabenden Abtheilung von Studenten die Fahne mit dem Bedeuten, sie aufzupflanzen. Zwölf derselben machten sich auf, erstiegen die Treppen des Thurmes, kletterten dann in dunkler Nacht auf die Steinblumen hinaus und steckten an hoher Stelle das Zeichen deutscher Einheit auf. So wurde die Sache allgemein erzählt.

Wir eilten in aller Frühe auf die Universität. Da wallten die Straße herab wieder zwei deutsche Fahnen, mit welcher Begeisterung wurden sie begrüßt! Frauen von Wien waren es, die uns diese Banner übersandten. Wie groß und herrlich standen in dieser bewegten Zeit die Frauen von Wien da! In ihrer Brust zündete der Funke der Freiheit am reinsten, sie liebten sie mit der vollen Liebe des Weibes, liebten sie von ganzer Seele. — Wir beschlossen alsogleich unter Absingung des Liedes: Was ist des Deutschen Vaterland! auf den Stephansplatz zu ziehen. Der herrliche blaue Lenzhimmel strahlte auf uns nieder, die Fahnen wogten und flaggten im Zuge, Glockengeläute klang uns entgegen. Mit welch' ergreifender Gewalt stiegen die Töne des deutschen Liedes empor!

Dann zum Standbild des letzten deutschen Kaisers — zu Joseph! Sie haben sein großes Herz gebrochen durch elende Häkeleien; er hat diesen Tag nicht erlebt, der seine Wünsche erfüllen sollte: wir aber neigten vor ihm die Fahnen und grüßten seinen hehren Geist mit deutschen Liedern. Von da auf den Burgplatz. Vor der Micheler-Kirche steht der Erzengel Michael auf dem Drachen. „Seht den deutschen Michel, er ist erwacht und zertritt den Drachen!" rief Jemand — Gelächter durch die Reihen. Von den Fenstern sahen schöne Frauen herab. Ein Student konnte es nicht lassen, mit der Hand faßte er das deutsche Band und rief ihnen zu: „Sehen sie, das sind die Farben, mit denen sie sich künftig schmücken sollen!" — Ja ja! antworteten sie, das wollen wir! und winkten freudig herab. Vor der Burg machten wir Front. Der Kaiser erschien am Fenster, und wurde mit Jubel empfangen, Wieder stimmten wir das deutsche Lied an: Was ist des Deutschen Vaterland! und dann die Volkshymne. Als eine Pause eingetreten war, rief ein Redner:

„Eure Majestät! Sie sind der größte Kaiser, der je auf Oesterreichs Thron gesessen. Vertrauen Sie auf uns, wie wir auf Sie vertrauen und auf ihr Kaiserwort. Frei trete sich Volk und Kaiser gegenüber, die Hyder des Mißtrauens und giftiger Verdächtigung fliehe vor unserer Liebe zu dem tiefsten Abgrund der Hölle. Den Thron unsers guten Kaisers zu schützen, sind wir bereit Alles aufzubiethen. Hoch Ferdinand, hoch Ferdinand! Der Kaiser dankte freudig bewegt. Da schwenkte die Fahne, wir eilten zum Thore der Burg, einige Augenblicke später wallte sie aus dem Fenster, wo kurz vorher der Kaiser gestanden. Auch er erschien wieder, er trat an die Fahne und legte die Hand an die Stange, die Kaiserin links. Studenten in ihrer Burschentracht umgaben sie. Die deutsche Fahne auf der Kaiserburg zu Wien! Wir breiteten unsere Arme, die Bewegung erstickte jeden Laut, nur Ein Gefühl ein Gedanke: Deutschland, Deutschland!

So entwickelte sich in den Märztagen und in den ersten Wochen des April zu Wien die Verhältnisse, in den Provinzen riefen die Begebenheiten der Hauptstadt ganz andere Erscheinungen hervor. Mir erschienen zunächst die Begebenheiten an der Gränze Tirols und die damit in Verbindung stehenden Italiens wichtig, was ich dabei als Augenzeuge beobachtet, habe ich bereits beschrieben und veröffentlicht.

Ueber jene Lenztage, die das Unglaubliche zur Wahrheit machten, und jedem schönen Wunsche volle Erfüllung versprachen, oder darüber, daß wir nach einem so viel verheißenden Frühlinge die herben Früchte des Oktobers ärnteten und auch jetzt noch solche ärnten, die uns zum Ausrufe des alten Dichters berechtigen: o we waz eren sich ellendet tiuschen landen! — über dieß und ähnliches lange Betrachtnngen anzustellen können wir uns ersparen; die Logik der Thatsachen macht die des Wortes verstummen, und politische Sentimentalität erscheint lächerlich, wo das Eisen die letzte Heilung bringen muß. Nicht unpassend wäre es mit jenem Gleichnisse der Bibel, wo in die reiche Waizensaat der Teufel sein Unkraut auswirft, zu schließen — ich aber will unsere Gegenwart mit den Worten eines römischen Geschichtschreibers bezeichnen, die in ihrer schonungslosen Schärfe stets für ähnliche Zustände passen: Namque uti paucis verum absolvam, per illa tempora quicumque rem publicam agitavere, honestis nominibus, alii sicuti populi jura defenderent, pars quo senati auctoritas maxuma foret, bonum publicum simulantes pro sua quisque potentia certabant, neque modestia neque modus contentionis erat; utrique victoriam crudeliter exercebant.

II.

Aus den Oktobertagen.

Motto:

Wehe denen, die Böses gut, und Gutes böse heissen, die aus Finsterniß Licht und aus Licht Finsterniß machen, die aus Sauer Süß und aus Süß Sauer machen!

Isaias V. 20.

Ich hatte Wien am 15. April 1848 verlassen, um mit der akademischen Schützenkompagnie für die Vertheidigung der Tirolergränze mitzuwirken, und kehrte erst Anfangs Oktober wieder dahin zurück. Sei es nun, daß der Aufenthalt in den Bergen der Heimath mich dem Treiben der großen Stadt entfremdet hatte, oder daß wirklich ein Dämon neue bisher verborgene Gestalten ans Licht gerufen: mir kam vor, als habe ich nie so viele unheimliche Gesichter versammelt gesehen; da, dort die Farbe der rothen Republik, ein wirres Durcheinandertreiben, daß nur zu bald die Ahnung aufsteigen mußte, es sei wieder ein Ereigniß in nächster Aussicht. So geht dem Erdbeben eine drückende Schwüle voraus, Niemand kann den Zusammenhang bestimmen, aber die folgenden Schrecken bestätigen nur zu sehr die ungünstige Voranssetzung. In das innere Getriebe der Leidenschaften zu blicken, die gegrabenen Minen zu erforschen, war dem Neuangekommenen nicht vergönnt, um so weniger, da mich beständig unaufschiebbare Geschäfte in Anspruch nahmen. So rückte der 6. Oktober heran. Die Begebenheiten desselben sind bereits von Augenzeugen hinlänglich geschildert, ich hielt mich ferne, denn ich wollte meine Waffen, die ich in einem ehrenvollen Kampfe getragen, hier, wo Bürger gegen Bürger stritten, nicht besudeln. Wie bekannt, war die unmittelbare Ursache von Allem, daß Pöbel und Nationalgarden den Abzug von Militär, welches dem Banus gegen Ungarn helfen sollte, gewaltsam verhinderten. Ein an der Taborbrücke entstandenes Gefecht zog sich bald in die Stadt hinein, wo es Bürger und Studenten, obwol auch Bewohner des Kärnthnerviertels feindlich gegen sie auftraten, siegreich durchführten. Später erfolgte die grauenvolle Ermordung Latours, bei der Wien den schrecklichen Beweis lieferte, daß Menschengefühl selten in den aufgereizten Volksmassen zu finden sei. Wer den Gang der Ereignisse und das Eingreifen der Menge unbefangen beobachtet, und sein Urtheil von Thatsachen, nicht von schwärmerischen Träumen abhängig macht, wird mit tiefem Schmerz zugeben: jene hehren Begriffe von Freiheit und Gleichheit, welche unsere Jugend begeistern und die Thatkraft des Mannes herausfordern, seien zwar als Ideale die Zielpunkte des Strebens der Besten, können aber ihre Verwirklichung in den

2 *

Massen schwerlich jemals hoffen. Die alten durch die Märzwoche so unerwartet aufgehobenen Zustände wird nur ein in Sünden verrotteter Büreaukrat zurückwünschen; die Zügellosigkeit aber und jene freche Selbstsucht, die einst vor dem Throne kniete und in den Ministerhotels antichambrirte, während sie jetzt mit der Jakobinermütze vor der souverainen Blouse hündelt, erfüllen mit Grauen und Ekel. Wie nahe liegt hier der Gedanke einer Alles rächenden Nemesis! Die Nacht schien das Gemetzel zu beenden; plötzlich aber als wär es im Bewußtsein des begangenen Frevels schrien die Volksmassen nach Waffen, um sich gegen die Folgen der That zu sichern und stürmten im wilden Schwall gegen das von Soldaten besetzte Zeughaus. Ich kann nicht beschreiben, wie mich der dumpfe Donner des Geschützes, der fernher in mein einsames Zimmer drang, erschütterte. Für einen, der die Waffen liebt, gibt es kaum etwas schmerzliches als an einem Kampfe, der in unmittelbarer Nähe stattfindet, aus fester Ueberzeugung nicht theilnehmen zu dürfen. Gegen Morgen hörte das Feuer auf, das Militär in seiner Stellung zu schwach öffnete die Thore des Zeughauses und übergab es der Volkswehr und akademischen Legion.

Gegen Mittag ging ich in die Stadt, um mir aus den Spuren der Verwüstung ein Bild des stattgehabten Gefechtes zusammenzusetzen. Das Schottenthor war bis auf einen engen Zugang geschlossen und durch vorgelegte Pflastersteine verrammelt, gleich dahinter sperrte eine Barrikade, der man es wol ansah, daß sie nicht von Leuten, welche die Wirkung des schweren Geschützes zu beurtheilen wissen, gebaut sei, die Straße. Durch eine Lucke drohte der Schlund einer eroberten Kanone, auf dem Kamm standen Arbeiter und Studenten um die schwarz-roth-goldene Fahne und sangen ein lustiges Lied. Auf allen Wegen zum Zeughaus begegneten mir zahlreiche Schaaren von Leuten, welche Waffen jeder Art davon schleppten. Es war ein buntes Gemenge: hier ein Bube, der kaum unter einem rostigen Helm hervorgucken konnte, dort ein anderer mit einer alten elfenbeinausgelegten Flinte, hier wieder ein Bauer die blaue Schürze umgebunden mit Pike und Karabiner, dort ein Akademiker in Kürassierharnisch den langen Raufdegen eines spanischen Hidalgo schwingend. So wurde manches Denkmal ruhmvoller Siege fortgetragen, um dann später von Schlossern und Juden für etliche Groschen auf immer vertrödelt zu werden. Man wird den Schmerz bei diesem Anblick entschuldigen. Kokettire, wer da will, mit dürren Stammbäumen und dynastischem Stolze, daran liegt nicht viel; was aber groß und ehrwürdig schien für alle Zeiten, sieht der denkende Mensch nur mit Trauer entehrt und verwüstet.

Die Wände des Zeughauses so wie der Gebäude gegenüber trugen die häufigen Male der Kartätschen- und Flintenkugeln. Eines Umstandes will ich erwähnen, den meine frommen Landsleute in Tirol gewiß als ein Wunder deuten. Eine Schaar Menschen betrachtete neugierig die Statue der heiligen Jungfrau mit dem Christkind auf dem Arm in der Nische über dem Thore des Zeughauses. Obwol an der Mauer ringsum die Kugeln so zahlreich eingeschlagen hatten, daß man oft auf einer Spanne Raumes zwei bis drei Löcher sah, so wurde doch das Bild nicht getroffen, nur der Saum des rothen Kleides zeigte die Spur unbedeutender Verletzung. Ich wandte mich gegen die hohe Brücke, da duftete mir überall aus den Blutlachen der frische Mord entgegen, denn hier lagen die Todten haufenweise geschichtet. Mit Grauen erinnerte ich mich jener Verse des Aeschylos, wo Kassandra beim Eintritt in die Hallen des Atridenpalastes die verübten Gräuel ahnt und sich entsetzt abwendet. Es war der Geruch einer Schlachtbank, mir schien als schaute ich jene Schreckensgestalten der Erynnien, welche der Geist des Dichters im Blutdampf aufsteigen sah.

Von hier ging ich auf den Hof, dort stand der dreiarmige Gaskandelaber, auf welchem Latour nackt und verstümmelt die ganze Nacht hindurch hing. Volksmassen drängten sich am Platze, bisweilen hörte man einen Sansculottenwitz über den Rest des Strickes, welcher droben im Wind hin und her schwankte. Die Ladenthüren in der Nähe und bis zur Bogengasse waren trotz des Eisenbeschlages überall durchschossen, das gleiche Schauspiel both sich an der Ecke gegen den Stock am Eisen. Unterdeß war es dunkel geworden; auf dem Pflaster glizerten am Licht der Gasflammen wie Eisnadeln unzählige Splitter von eingeschlagenen Fenstern. Der Stephansdom mit seinen Steinblumen stand ernst und düster in der Dämmerung, auf dem weiten Platze wogten summend die Menschen hin und her: Buben und Weiber schrien mit widerlich gellender Stimme Karrikaturen und Tagblätter aus. Ich flüchtete mich aus dem wüsten Gedränge in die stillen Hallen des Gotteshauses. Hier fand ich Raum und Ruhe genug, denn die Menschen hatten jetzt keine Zeit zum Gebeth, und der wilde Lärm von draußen fand keinen Widerhall in diesen hehren Bogenwölbungen, deren Dunkel zwar die emporwachsenden Pfeilerbündel erreichten, aber nicht mehr das Auge. Schweigen des Grabes herrschte hier — eine Mahnung der Unendlichkeit an das nur mit Vergänglichem beschäftigte Herz. Ich verweilte lange, besonders drängten sich meinen Gedanken unwillkürlich die Sprüche des Propheten Jeremias auf: „Rüstet euch zum Kriege wider sie; wolauf, laßt uns hinaufziehen, weil es noch hoch am Tag ist! es will Abend werden und die Schatten werden groß. Wolan so laßt uns auf sein,

und sollten wir bei Nacht hinaufziehen, und ihre Paläste verderben. Fället Bäume und machet Schütte wider Jerusalem; denn sie ist eine Stadt, die heimgesucht werden soll!“

Sonst hätte das herrliche Herbstwetter Schaaren von Städtern hinausgelockt zur Weinlese auf den Rebenhügeln ringsum; jetzt lastete trübe Ungewißheit auf dem unglücklichen Wien, und wenn Jemand die Thore verließ, war es nicht deßwegen, weil ihn die reifen Trauben anlockten, sondern er eilte mit banger Ahnung aus den bedrohten Wällen, um nicht mehr sobald dahin zurückzukehren. Es war der 9. Oktober. Schon begann es zu dämmern, als ich die Hofbibliothek verließ, mich ein wenig in der Stadt umzuthun. Ueber den Josephplatz liefen Menschen in voller Unordnung, auf deren Gesichtern man leicht lesen konnte, es müsse wieder etwas los sein. Auf meine Frage wurde geantwortet: Jellachich ziehe heran, ja sei bereits im nahen Schwadorf eingerückt. Auf der Aula bestätigte man das eben vernommene als zuverlässig. Ueberall standen Gruppen mannigfaltig gemischt und bewaffnet in der ernsten Berathung, wie man den verhaßten Ban vernichten solle. Ohnehin hieß es, er habe nur etwa 2000 Mann Lumpengesindel, welche die Schnellfüßigkeit vor dem Schwerte der ritterlichen Ungarn gerettet habe. Daß es vielleicht nur die Vortruppe sei, daran dachte Niemand, viele jubelten schon über die Dummheit Jellachichs, der so recht dem Stricke entgegenlaufe. An der Treppe der Universitätskirche saßen die rußigen Bahnarbeiter, wie es schien mehr zur That als zum Wort aufgelegt; in der Faust trug jeder eine fünf bis sieben Fuß lange Eisenstange, welche unten zu besserer Führung einen Handgriff hatte, nach oben in eine breite scharfgeschliffene Lanzenspitze ausgeschmiedet war. Das Universitätsgebäude verläugnete jede Spur seiner ursprünglichen Bestimmung; der ernste Geist der Wissenschaft schien für immer vor dem Lärm des Kasernenlebens gewichen zu sein. In den Hörsälen lag Stroh ausgebreitet, auf welchem Soldaten und Studenten die Waffen an der Seite ganz gemüthlich schliefen, von den Wänden schauten verwundert die Bildnisse der hochansehnlichen gelehrten Herren nieder, welche hier einst ihre Foliantenweisheit vortrugen. Einem derselben mit ungeheurer Alongeperücke war das Gesicht ausgeschnitten und dafür eine Affenlarve eingesetzt. Dort, wo einst der Katheder stand, both eine eben nicht züchtige Dirne Cigarren und Mohnkuchen feil, in der Mitte des Sales hockte auf umgestürzten Bänken eine lustige Schaar von Rauchern, die sich über ein Studentlein lustig machten, welches in einem Reiterküraß mit dem großen Helme aussah wie eine Maus unter dem Topf. Andere schwangen halbtrunken Blechschalen mit Zehentwein, den irgend Jemand der Aula verehrt hatte. Diese bildete

in der That den Ausgangspunkt jeder Maßregel, welche eine kräftige Durchführung forderte, denn die Feuerköpfe hatten hier weder Rast noch Ruh, und würden gewiß, wenn ein Anlaß zum Handeln fehlte, ihn vom Zaun gebrochen haben. Es ist klar, daß die Wiener Universität, wenn sie in diesem Zustande verblieben wäre, auch nicht einmal den bescheidensten Ansprüchen, wie sie der Staat an eine Lehranstalt zur Bildung seiner Bürger stellen muß, entsprochen hätte. Alle Fugen waren gesprengt, wer sollte die Glieder einrenken! Da war wol mancher Hamlet, der vom Weltgeiste salbaderte, aber kein Mann zu handeln mit genialer Kraft. Das war die schwerste Schuld, die auf den Machthabern der Vergangenheit lastete: daß sie aus Furcht und Selbstsucht nirgends die Bürger für den Staat erzogen; nun tobte das Volk unaufhaltsam wie bei den Klängen von Oberons Horn; die es bewegten, waren selten rein, oder bloße Phantasten, viel häufiger kalt rechnende Spekulanten, die mit einer Art Mauschelpolitik ihr Profitchen im Trüben suchten.

Später ging ich vom Platze auf die vorliegende Dominikanerbastei. Der Zugang war durch eine kleine Barrikade geschlossen, hinter welcher Arbeiter und Dirnen an einem Feuer kauerten. Diese holden Wesen erhoben sich alsogleich zum zärtlichsten Gruße. Eine davon hängte sich an meinen Arm: „Es sei denn doch eine rechte Freude, daß die Akademiker überall hinkämen nachzusehen!“ Dann folgten einige obligate Zoten, während ihre Schwestern in einer schmutzigen Pfanne irgend ein Gebräu sotten und die Arbeiter Erdäpfel brieten. Nach einer Weile gelang es mir loszukommen. Die Bastei war bereits von Studenten und Arbeitern besetzt; denn die von Auersperg im Schwarzenberg-Garten genommene Stellung, wo er eben so leicht angreifen als schwer angegriffen werden konnte, ließ keine guten Absichten vermuthen. Wachen schritten langsam auf und nieder, während die übrige Mannschaft in Vertiefungen am Feuer lagerte und der Weinflasche tüchtig zusprach.

Die übergegangenen Grenadiere gaben Kasernwitze zum Besten, überlautes Gelächter erscholl wie Hohn; mancher von diesen Soldaten schien so die Aufregung des Gemüthes und das Nachdenken über die Folgen seiner That zu betäuben. Auf der Brustwehre waren Steine geschichtet um sie den Stürmenden auf den Kopf zu schleudern; jeder Zugang konnte durch den wirksamen Ertrag des Geschützes mit Kreuzfeuer bestrichen werden, alles bewies den Ernst, mit dem man einer etwaigen Belagerung die Stirn zu biethen entschlossen war. Legionäre und Nationalgarden sprachen voll Zuversicht; jeder, der nicht beistimmte, kam in Gefahr als Feind der Freiheit angesehen zu werden; wie man nicht bloß Andersdenkende terrorisirte, sondern auch solche, welche an und für sich dem

alten System abhold, zur Mäßigung riethen, schimpflich verdächtigte. Jede offene Rede war gehemmt: so hatte sich die Wiener Freiheit eine Polizei geschaffen, welche nur um so verwerflicher war, als sie im heiligen Namen der Freiheit geübt ward.

Wie bei einem Landregen die Wolken aus allen Windrichtungen aufsteigen, sich erst zertheilen und dann dichter wiederkehren gleichsam als zögerten sie die Wasserströme niederzugießen, so auch deuteten finstere Zeichen: bald alles verachtende Keckheit, bald vor allem bebende, entnervende Angst, daß sich nach und nach das Maaß der Schrecken für Wien erfülle. In der Nacht vom 12. auf das 13. hatte Auersperg seine feste Stellung am Belvedere, aus welcher ihn der Reichstag vergebens hinauszureden versuchte, in aller Stille aufgegeben, um sich, woran Einsichtige gar nicht zweifelten, mit Jellachich, dessen Vorposten bereits in Simmering standen, zu vereinigen. Der Abzug geschah mit solcher Eile, daß mit andern Geräthschaften sogar eine Fahne vergessen wurde. Wie es sich von selbst versteht, wurde das als Flucht ausgelegt, und die Fahne als ein Siegeszeichen vom Volk mit lautem Jubel auf die Aula gebracht. Nachsuchende fanden auch etliche gräßlich verstümmelte Leichen, darunter die eines Technikers. Die Finger waren abgehackt, von den Gliedern große Stücke Fleisch weggehauen, andere Theile viehisch zerquetscht. Man kann sich leicht vorstellen, wie sehr dieser Anblick alles empörte. Kaum erzählt die Geschichte vom Raubgesindel Ezzelins oder den Söldnerbanden des dreißigjährigen Krieges ähnliche Mißhandlungen. Dem Frevel innerhalb der Mauern folgten die Unthaten außerhalb der Mauern, jede Versöhnung ward dadurch ferne gerückt, so daß man mit Bangen der Zukunft entgegensehen mußte, wo die Erbitterung offenen Kampfes jede Rücksicht der Menschlichkeit lösen würde.

Durch den Abmarsch der Truppen aus der bisherigen Stellung war die Linie frei geworden, ich wollte daher sehen wie und wo die Kroaten stünden. Auf dem Glazis liefen überall Herden ungarischer Ochsen und Schafe herum, welche man aus Furcht vor der Wegnahme durch das Militär nicht mehr ins Freie zu treiben wagte. Sie ließen sich's auf der ungewohnten Weide, wo sonst schöngeputzte Städter lustwandelten, recht wol sein. Dazwischen rannten Bewaffnete hin und her, so daß mich nur wunderte, warum nicht zur Vervollständigung der Idille der Hirtenbube statt der Geisel eine Muskete trage. In der Vorstadt Wieden war überall das Pflaster aufgerissen und bis an den Wall hin zu Barrikaden verwendet. Dort standen fünf Kanonen, Bürger dabei, welche behaglich ihr Pfeifchen schmauchten und den Mägden, die im langen Zuge wie Ameisen durchs Thor hinausgingen, zusprachen, ja soviel Mehl

und Gemüse als immer möglich aufzukaufen. Da man mir den Durchgang versagte, so erstieg ich die Linie, um von dort aus die Gegend zu überschauen. Der Tag war sonnenhell und licht, nicht zu warm, ganz geeignet für eine Schlacht, die Umrisse selbst der fernsten Gegenstände gränzten sich so klar und scharf ab, daß ein Schütz zum Scheibenschießen kein besseres Wetter wünschen könnte. Vor mir standen die Bauten des Glocknitzer Bahnhofes, der, wenn es zu einer Belagerung kommt, gewiß stets einer der bestrittensten Punkte im ganzen Umkreis bleiben wird, indem er beinahe festungsartig mit seinen Wehrmauern und Erdaufwürfen, auf denen die Schienen liegen, sowol die Stadt als die Fläche vor ihr beherrscht. Links dehnt sich Simmering gegen Ost mit dem St. Marxer Friedhof, den als einen wichtigen Anhaltspunkt der Vertheidigung das Militär besetzt hielt. Von einem Vorsprung der Schanzen schauten viele Menschen mit Fernröhren auf das Lagerwäldchen. Dort sah man hin und wieder Bajonette blitzen und Haufen von Soldaten in reger Bewegung. Es waren die Vorposten der Kroaten kaum eine halbe Stunde entfernt. Beim Fortsetzen des Weges gelangte ich an eine Stelle, wo der Wall in der ganzen Breite durchbrochen war, um für einen Kanalbau Raum zu schaffen. Vor die Oeffnung waren Ziegelsteine hingeworfen, ein so schwaches Bollwerk, daß man eben nicht die Sprungfertigkeit eines Remus brauchte, um darüber wegzusetzen. Plötzlich donnerte an der St. Marxer Linie eine Kanone, mehrere Schüsse folgten, auf dem nahen Kirchhof bemerkte man einzelne Plänkler, die ihre Musketen gegen den Wall losfeuerten. Es war nicht recht denkbar, daß ein Angriff erfolgen sollte, man bemerkte ja sonst nirgends auf der weiten Ebene eine Bewegung größerer Heeresmassen. Nur am Waldsaum wurde eine Tirailleurkette sichtbar, die sich aber, weil das Feuer bald aufhörte, wieder langsam zurückzog. Ich zweifelte keinen Augenblick, man habe wieder einmal aus einem kleinen Mißverständniß in die Luft geschossen. So war es auch. Einzelne Kroaten hatten sich unvorsichtig den Vorposten genähert; im Uebermaße des guten Eifers wurde gleich mit Kanonen dareingewettert. Das erinnerte mich an die wälsche Artillerie im letzten Kriege, welche ebenfalls, wo nur ein Mann sintbar wurde, ein Paar Stückkugeln fliegen ließ — den Schützen und Soldaten freilich nur zum Spaße.

Eine andere Veranlassung zum Allarm gaben auch häufig die Neubewaffneten; man war des Lebens nicht sicher: alle Augenblicke ging irgend einem die Muskete los. Eine Anekdote ist sehr bezeichnend. Beim Manöver sollte ein Gardist schießen; er mochte jedoch abdrücken, so oft er wollte, es brannte zwar das Zündkraut auf, der Lauf entlud sich nie. Der Feldwebel nahm das

Gewehr und bohrte mit einer Nadel ins Zündloch. Unser wackerer Gardist hatte nämlich die Patrone sammt der Hülse in den Lauf gestoßen, so daß erst das Papier durchstoßen werden mußte, um das Entzünden des Pulvers möglich zu machen. Nun feuerte er, bekam aber einen so heftigen Stoß, daß er rückwärts taumelte. Schnell ließ er das Gewehr fallen. Der Feldwebel hieß es aufheben, jener aber rief: „Um Gotteswillen laßt es liegen, es geht noch fünfmal los!“ Er hatte nämlich sechs Patronen geladen. Abgesehen von den vielen Lächerlichkeiten, die bei solchen Gelegenheiten wol auch anderswo vorkommen, scheinen die Vertheidiger der Stadt den Satz durchaus nicht begriffen zu haben: im Krieg brauche man viele Hände und wenig Köpfe! Taktische Kenntnisse erwirbt man sich weder als Redner bei Verbrüderungsfesten, noch im Lärm der Aula, und sie werden durch nichts weniger ersetzt als durch eitlen Hochmuth.

Die ausgestellten Posten verbothen den Weg weiter fortzusetzen; ich kehrte daher über die ebenfalls verbarrikadirte Landstraße zurück. Der Rest des Tages verging ziemlich ruhig, wenn man unter derartigen Verhältnissen überhaupt von Ruhe sprechen kann.

Schon war es 11 Uhr Nachts, und es schien keine weitere Störung mehr bevorzustehen, als uns einmal lautes Geschrei auf der Gasse die Stille unterbrach, darauf Trommelwirbel und das Sturmgeläute aller Glocken der großen Stadt. Ich richtete mich auf, wie ferne Wetterschläge klangen Schüsse an mein Ohr. In kaum drei Minuten stand ich auf der Straße, noch zweifelhaft wohin ich mich wenden solle, denn der Lärm war von allen Seiten gleich. Ein altes Weib rief mir vor Angst schnatternd entgegen: „Jetzt wirds Ernst! Im Namen Gottes Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes! Vater unser, der du bist“ — ich nahm mir nicht Zeit, das Ende des Gebethes abzuwarten, sondern ging dem Hernalser Thore zu. Dahin strömten die Bewaffneten und besetzten nach und nach den ausgedehnten Wall. Niemand wußte, was geschehen sei; nur ein Arbeiter zeigte mir zwei Feuer auf den Höhen von Döbling, welche von Zeit zu Zeit heller aufloderten. Das bedeute einen Angriff. Ich hatte mich bald überzeugt, daß es nur blinder Lärm sei, und sagte das ganz offen, erregte aber dadurch Mißfallen, denn die Leute wollten durchaus große Gefahr sehen. Zuletzt erklärten mich einige feine Köpfe für einen Schwarzgelben, der, um dem Feinde den Zugang zu öffnen, die Besatzung durch falsche Vorspiegelungeu vom Wall zu locken suche. Mir wurde die Sache endlich zu toll, ich machte rechts um und ging heim.

Wie einst das alte Byzanz so war auch damals Wien durch den Streit von Schwarzrothgold und Schwarzgelb getheilt. Die Doppelfarbe sollte eigentlich die Anhänger der Idee vom alten Kaiserstaat bezeichnen, dazu gesellte sich der Begriff von Reaktion und Zopfthum; unsere tollen Radikalen rechneten aber auch jeden hieher, der im allgemeinen Schwindel noch einige Mäßigung zu erhalten wußte. Um die Trikolore schaarten sich die Freisinnigen, sie war hier im Allgemeinen mehr Symbol des Radikalismus als des Deutschthums. Die Ereignisse schienen aber wieder auf die frühere Bedeutung hinzuleiten; denn Jellachich trat als Verfechter des Kaiserreiches auf: wie es bestanden, sollte es bestehen! Dadurch wurden neue Mischungen der Partheien und Ansichten bedingt, manche, die vorher schwankten, reiften nun der Entschiedenheit entgegen, was aber der Ausgang des Ganzen sein werde, ließ sich vom größten Scharfsinn nicht berechnen, da in die Monarchie zu viele Faktoren in Wirkung treten, die anderswo gar nicht in Anschlag kommen.

Die folgenden Tage brachten ungeachtet der kritischen Lage wenig Ereignisse von Belang, nichts ließ eine baldige feste Gestaltung der Dinge vermuthen, wodurch die Spannung der Gemüther um so peinlicher wurde. Bei dem allgemeinen dumpfen Hinbrüten entwickelten nur die Demokraten eine größere Thätigkeit, ohne übrigens dem erfahrnen Beobachter auch nur die mindeste Zuversicht einflößen zu können, denn es herrschte eine vollendete Rathlosigkeit, die weder durch die vielen Plakate noch auch durch die zahllosen Lügen der Tagespresse zu verdecken war. Der 22. Oktober endlich schien Entscheidendes zu bringen. Wie auf Sturmes Flügeln verbreitete sich die Kunde, Windischgrätz habe über Wien den Belagerungszustand und in Folge dessen das Standrecht verhängt. An den Straßenecken drängten sich dichte Menschenschaaren, um den betreffenden Maueranschlag zu lesen. Es schien beiläufig dieselbe Wirkung hervorzubringen, wie die Veröffentlichung des Kirchenbannes im Mittelalter; Sorge und Ueberraschung veränderten plötzlich jede Miene, denn Niemand hatte das erwartet. Die Ahnung eines unglücklichen Ausgangs stieg bei vielen auf, denn woher sollte den Bedrängten, deren eigene Mittel gegen die stets wachsende Menge der Feinde nicht ausreichten, Hilfe kommen? Die Ungarn hatten im eigenen Land zu schaffen, das Landvolk, dem mit Aufhebung von Zehent und Robot jeder Wunsch erfüllt war, kümmerte sich wenig um die Freiheitsideen der Wiener, und das Heer, von welchem man erwartet hatte, es werde schaarenweise überlaufen, war noch, trotzdem daß man es auf alle mögliche Weise versucht hatte, nicht so entsittlicht, eine solche Hoffnung durch Meineid zu erfüllen. Von Deutschland geschah, obwol zwei

Abgeordnete aus der Paulskirche zur Vermittlung anwesend waren, kaum je eine Erwähnung; man vertraute eher auf tüchtige Schwerthiebe als auf langweilige Reden, und erwartete von jener Seite höchstens Beileidsbezeugungen im Falle des Unterliegens, aber keine Hilfe in der Noth. Auch von Windischgrätz ließ sich voraussetzen, er werde Frankfurt, wo man es nie zu einem durchgreifenden Entschluß brachte und das Geschehene stets als fait accompli hinnahm, nicht berücksichtigen.

Nachmittag ging ich an die Nußdorfer Linie, um mich von der Stimmung zu überzeugen, welche unter den Bewaffneten herrschte. Vor dem Thore stand ein Bursch mit einer großen rothen Georgine statt der Kokarde auf der Wache, und sang nach der Melodie des Fuchsliedes mit heiserer Stimme: „Was macht der lederne Windischgrätz? Sa sa Windischgrätz!“ Bisweilen accompagnirte ihm das Sausen einer Stückkugel, die von Döbling herüberflog. Hinter Einschnitten des Walles lauerten Plänkler, die aufgeführten Kanonen sandten hin und wieder eine Kartätschenladung über das nahe Gebüsch, wenn eine militärische Patrouille zu keck heranschlich.

Wo die Quergassen in Hauptplätze einmündeten, bauten Kinder und Mädchen unbeirrt durch die Gefahr aus Dünger, Steinblöcken und verschiedenen Hausgeräthen Barrikaden, während kräftige Weiber mit Pikeln und Schaufeln das Pflaster umwühlten, daß von den Granitwürfeln bei jedem Schlage die lichten Funken sprühten. Man rüstete sich überall zum Widerstand; wollte man keine Unannehmlichkeiten dulden, so durfte man gar nicht ohne Gewehr ausgehen. Patrouillen zogen herum, trieben die Männer aus den Häusern, fingen Unbewaffnete auf, und zwangen sie rücksichtlos mit der Muskete an den Wall zu gehen. Es fehlte hier keineswegs an Stoff zu lachen, besonders gaben ihn die Weiber häufig genug; empören mußte es aber, wenn man sah, wie Knaben und Greise zu einem Kriegsdienst genöthigt wurden, von dem sie jedenfalls billiges Urtheil hätte loszählen sollen.

Auf dem Rückwege zur Stadt erfuhr ich, es sei endlich wieder erlaubt, auf die Bastei zu gehen. Das Oberkommando habe nämlich Mannschaft und Kanonen von hier, wo sie für den Augenblick nutzlos waren, an die Linie gewiesen, um dort die Besatzung zu verstärken. Dadurch war den Wienern ihr liebster Platz zurückgegeben. Ich vernahm diese Nachricht wie ein Wort der Erlösung; so lange eingesperrt sehnte ich mich darnach, wenigstens mit freiem Blicke in die freie Weite schauen zu dürfen. Rasch stieg ich die gewohnten Stufen empor, wie sehr war Alles verändert! Wo vordem Garden und Studenten in bunter Verwirrung lagerten, tummelten sich Knaben und suchten

im mülben Stroh nach Kugeln und Patronen. Auf den sonst so schönen und reinlichen Gängen lagen jetzt überall Ziegeltrümmer und Steinblöcke; Erdhaufen und Bettungen für das Geschütz unterbrachen den Weg, das gelbe Herbstlaub flog im Wirbel dahin, denn kein Gärtner erhielt mehr mit sorgsamer Hand die Ordnung. Marinfäden schwebten im sanften Luftzug auf und ab, über den Bergen des Westens ruhte das Abendroth, doch läutete keine Glocke zum Ave Maria; denn das war bei den gegenwärtigen Verhältnissen streng untersagt; — mir kam es bei der Erinnerung an das vorige so lebhafte Treiben der großen Stadt vor, als sitze ich auf einer ungeheuren Ruine. So wurde es dunkler und dunkler, bisweilen hallte aus den verödeten Gassen Pferdegetrappel, oder das Waffengeklirr einer im Taktschritt hinziehenden Schaar. Im Umkreise der weiten Gegend aber flackerten auf allen Höhen wie Irrwische die Wachfeuer der Kroaten empor.

Am nächsten Morgen erklärte der Reichstag das Verfahren des Windischgrätz mit entschiedener Sprache für ungesetzlich. Nach Außen war damit nichts gewonnen. So wenig sich die Riesenschlange um das Angstgeschrei ihres Opfers, das sie fester und fester umschnürt, bekümmert, eben so wenig fragten die Führer der Heeresmassen, deren Ringe sich stets enger um die Stadt zogen, nach dem Beschlusse einer Versammlung, in welcher sich nach ihrer Ansicht ohnehin nur die Mörder Latours befanden. Bei der Menge aber brachte jene Erklärung mehrfache Wirkung hervor. Der gesunkene Muth wurde dadurch gehoben; denn es gab noch viele, welche hinter den Vertretern der Provinzen im Reichstage die Provinzen selbst sahen, und nun von dieser Seite Entsatz hofften. Freilich bemerkten sie dabei nicht, wie sehr gerade seit den Oktobertagen das Ansehen dieser Versammlung, welche den zügellosen Schlächtern Latours gegenüber keine Würde zu zeigen wußte, gesunken sein müsse. Sie hatte sich dadurch, daß sie nicht den Muth hatte, das Verbrechen Verbrechen und die Schande Schande zu nennen, selbst gerichtet. Als heilsamste Wirkung jener Maßregel kann wol bezeichnet werden, daß das Volk, dem nun sein Kampf als ein durch die gesetzgebende Behörde gerechtfertigter erschien, durch dieses Bewußtsein in den Schranken der Gesetzlichkeit erhalten wurde. Verübten auch Einzelne Missethaten, so steht doch die Zahl derselben in gar keinem Verhältnisse mit der außerordentlichen Lage der wild aufgeregten Massen, und dieses darf man ohne Bedenken zum Theil dem oben angeführten Umstande zuschreiben. Viele, sonst in jeder Beziehung rohe Leute sahen mit größter Seelenangst dem Beschlusse des Reichstages entgegen, und gingen, nachdem dieser erfolgt war, mit voller Beruhigung zum Kampf. Mancher

äußerte sich dahin: jene Maßregel wirke zwar schwerlich für hier und jetzt, denn wo hätte je ein Gesetz ohne den Nachdruck äußerer Macht das Schwert der Gewalt in die Scheide gebannt? — sie werde aber in die Ferne und für die Zukunft wirken, indem das Ausland und die Provinzen über den wahren Stand der Dinge aufgeklärt würden, und der Absolutismus nicht einmal wie beim alten Ständewesen den Schein, als ob die Völker durch ihre Vertreter zustimmten, retten könne. Dürfe man auch jetzt nicht auf den Sieg rechnen, so würde doch der Fortschritt der Zeit, ein mächtigerer Bundesgenosse als alle Heere, die Niederlage zum Siege machen. Obwol nun jene nicht bemerkten, daß der Reichstag, indem er durch obige Erklärung über seine Befugniß hinausging, sich selbst außer das Gesetz stelle, so war doch auch im Zerrbilde die Macht sittlicher Ideen, sogar da, wo Alles im schrecklichsten Umsturze gährte, bewunderungswerth und erhaben: sie sind zwar nicht das Schwert, welches den Kampf entscheidet, aber doch der Schild, der die Brust des Kämpfers schirmt. Das wissen die kämpfenden Partheien, welche ihre Siege unter Te Deums-Gesang in den Kirchen anräuchern lassen, gar gut, wenn auch oft die himmlische Gerechtigkeit sich von solchen Siegen mit Abscheu wegwendet.

Mit der größten Gefahr drohte der Mangel an Lebensmitteln, welchen die mit Strenge durchgeführte Einschließung der Stadt in nächste Aussicht stellte. Man hatte nämlich die Sorge für Proviant so ziemlich dem lieben Herrgott, welcher die Lilien kleidet und die Raben nährt, überlassen. Bereits war es dahin gekommen, daß viele Metzger nicht mehr schlachten konnten, und andere nur noch ihren täglichen Kunden Fleisch abließen. An Mehl war ebenfalls kein Ueberfluß, Milch, die unentbehrlichste Kindernahrung, gehörte zu Seltenheiten, Gemüse war kaum mehr auf den Märkten zu finden. Da blieb auch plötzlich an den Brunnen der Alservorstadt das Wasser aus; natürlich mußte Windischgrätz die Schuld tragen: er habe aus roher Barbarei befohlen; die Leitungsröhren zu untergraben. Die Sache verhielt sich jedoch anders. Das Wasser wird nämlich durch Pumpwerke, welche Dampf in Bewegung setzt, aus der Donau gehoben und filtirt; da aber Niemand mehr heizte, mußte nothwendig diese Quelle versiegen. Trotz dieser Uebelstände wollte man aber doch bis zur Ankunft der Ungarn, die man jetzt wieder als gewiß voraussetzte, das Aeußerste ertragen. Manche hielten dieselben gar nicht einmal für nöthig, sie hatten eine so übertriebene Vorstellung von der eigenen Kraft, daß sie glaubten, beim ersten Ausfall würden sich die kaiserlichen Fahnen zur Flucht wenden.

Bisher war es am Hernalserthor noch zu keinem Gefecht gekommen, vereinzelte Musketenschüsse, welche in der Nacht vom 25. nach dieser Richtung hörbar wurden, ließen auch hier etwas erwarten. Es versammelte sich daher bis zum Morgen eine große Menge Bewaffneter daselbst. Einige hatten im Wall tiefe Löcher gegraben und mit Stroh ausgelegt, in diesen lagen sie wie Murmelthiere, ohne daß der ferne Geschützdonner sie aus dem Schlummer zu stören vermochte. Andere saßen mit weißgrünen Wollkotzen sonderbar drappirt hinter Steinhausen bei Weinkufen: es sei ja ohnehin vielleicht der letzte Schluck, und den müsse man sich munden lassen. Auf einmal hörte man von der Nußdorfer Seite und dann von Währing her lautes Jubelgeschrei, Posten gab an Posten die frohe Nachricht ab, es seien zwei Bataillone Infanterie und eine Eskadron Kavallerie übergegangen. Dieser Umstand möge dem Leser zeigen, zu welcher lächerlichen Größe oft in unmittelbarer Nähe schon ein Gerücht anwächst. Am Währinger Thor wußte man nur von 2 Kompagnien, bei der Nußdorfer Linie, wo dieser Uebertritt stattgefunden haben sollte, erfuhr man auf genaue Erkundigung, es seien drei Grenadiere angekommen.

Bis gegen 11 Uhr Vormittag fiel nichts mehr von Belang vor, um diese Zeit aber begann das Feuer einer Batterie, welche hinter den Büschen des Wirthshausgartens bei Hernals aufgepflanzt war. Bei dieser Kanonade lief ein Mädchen, ohne die Gefahr zu beachten, zur höchsten Stelle des Walles, nahm die dort aufgehängte Wäsche ab und kehrte dann unter allgemeinem Gelächter über Windischgrätz brummend wolbehalten zurück. Große Keckheit bewieß auch eine Horde Gassenbuben. Einige Garden äußerten, daß es gut wäre, die Zäune, welche quer durch das Feld laufend den Plänklern Schutz gewährten, zu entfernen. Kaum gesagt, holten die Jungen Pikel und Schaufeln, rutschten auf Brettern über den Graben, und rannten zum bezeichneten Platze. Dort begannen sie alsogleich ihr Zerstörungswerk mit solchem Eifer, daß vor ihren Schlägen die Planken krachten, obwol die Feldjäger kaum 200 Schritte von ihnen mit aufgehobenen Gewehren fluchend drohten. Erst als sie ihnen näher rückten, kehrten sie um und kletterten rasch wie die Katzen über die Ziegelverkleidung des Walles.

Gegen Abend vereinigte sich eine Anzahl Freiwilliger, um die Jäger aus ihrer trefflichen Stellung am Wirthshaus zu vertreiben. Diese hatten wahrscheinlich keine Ahnung davon, daß dieses Unternehmen weder mit einsichtsvoller Leitung noch auch mit gehöriger Unterstützung stattfinde, sonst wären sie sicher nicht so schnell vor der tollkühnen Schaar in den Friedhof von

Hernals geflohen, man hätte dieselbe durch den geringsten Widerstand abhalten oder gar vernichten können. So wurde die Anhöhe beinahe ohne Kampf genommen, konnte aber auch nicht behauptet werden. Bei einbrechender Dämmerung hörte das Schießen auf, und jeder Theil kehrte in seine ursprüngliche Stellung zurück. Nur wurde in den meisten Straßen das Pflaster aufgerissen und Mist ausgebreitet, um den Rückprall von Kugeln und Granaten zu lähmen. Als es ganz dunkel geworden, röthete der Brand eines Gebäudes der Leopoldstadt den Himmel. Eine Schaar Volkes betrachtete mit bangem Schweigen den Widerschein der Flammen, Furcht und Mißtrauen hatte sich der Gemüther bemächtigt.

Nun wurde, während nach andern Richtungen hin heftige Gefechte stattfanden, an der Hernalser Linie Tag für Tag geplänkelt. Am Morgen des 29. hörte man aber von keiner Seite mehr einen Schuß. Meine Quartierfrau, die um Lebensmittel ausgegangen war, brachte die Nachricht, das Militär stehe bereits in der Vorstadt Landstraße, eben so sei auch die Leopoldstadt von den Mobilen geräumt. Auf der Gasse bestättigte mir ein Gardist nicht nur das bereits Gehörte, sondern setzte auch noch bei, die der Alservorstadt nahe Rossau sei ebenfalls in den Händen der Feldjäger. Die Sache schien mir unglaublich, überall rannten die Leute durcheinander, die verschiedensten Gerüchte kreuzten sich, um die Verwirrung voll zu machen, fuhr nun auch eine Kanone eilig der Stadt zu, als habe man jede Vertheidigung aufgegeben. An der Hernalser Linie standen noch die Arbeiter unerschüttert, fluchend bei Himmel und Hölle, daß sie Jeden, der von weichen sprechen, niederschlagen würden. In der Rossau hing bereits am Eckhause der Hauptstraße die weiße Fahne aus einem Fenster, nebenbei stand eine Reihe Soldaten, von der sich Einzelne ablösten, um die eingelieferten Waffen in Empfang zu nehmen. Wie sollten diese Truppen bei der stark besetzten Linie ohne Schuß hereingekommen sein? Beim Bezirkschef herrschte volle Verwirrung, Ordonnanzen liefen durcheinander um erst an das Oberkommando Bericht zu erstatten, denn bei diesem Stand der Dinge konnte die Besatzung der Hernalser Linie jeden Augenblick im Rücken gefaßt und abgeschnitten werden. Niemand wußte in dieser Gefahr weder zu thun noch zu rathen. Alles blieb wie von plötzlichem, Frost erstarrend gelähmt nur die wenigen Arbeiter am Thor verwünschten die Feigheit oder den Verrath, welcher ihnen so schmählich die Waffen zu entwinden drohte; sie waren entschlossen, auf ihrem Platze das Aeußerste zu erwarten.

Bald darauf erschien endlich ein Plakat des Oberkommando's, welches mit einem Schwall von Phrasen erklärte: die Vorstädte seien nicht mehr zu halten;

wer aber Muth habe, solle in die Stadt eilen, die man, wenn die Mehrheit der Streiter dafür stimme, mit den vorhandenen Mitteln selbst gegen die Uebermacht heldenmüthig vertheidigen wolle. Da hätte denn doch auch der Verblendetste wissen können, wie viel es geschlagen habe. Auf der Straße erzählte ein Offizier der Mobilgarde Folgendes: „Ich hatte Nachts am Bründlbad die Posten zu überwachen. Da fand ich nun bei einem späten Rundgang weder das Nußdorfer Thor noch auch den entsprechenden Theil der Linie besetzt. Verwundert darüber glaubte ich Anfangs, die Leute seien aus Ermüdung in ihrer Pflicht säumig geworden, und hätten sich um auszuruhen ein wenig zurückgezogen. Es war aber nichts mehr zu sehen und zu hören, so lang ich auch wartete. Mit der geringen Anzahl meiner Mannschaft konnte ich die weit ausgedehnte Strecke nicht besetzen noch weniger vertheidigen. Beim Anbruch des Tages wurde die ganze Rossau vom Militär besetzt, so daß mir nichts übrig blieb als schleunig seitwärts zu ziehen.“ — Zwei Arbeiter der Rossau, welche in jener Nacht am Walle standen, setzten bei: „Sie hätten bereits gegen Abend alles Pulver verschossen gehabt, und auch für das Geschütz sei keine Patrone mehr vorhanden gewesen. Trotz aller Bemühung habe man keine Munition mehr erhalten. Ein Gardehauptmann, der in dieser Gegend ein Haus besaß, habe selbe aus Besorgniß, bei weiterer Fortsetzung des Kampfes sein Eigenthum beschädigt zu sehen, unterschlagen, man finde sogar jetzt noch im Kanal das ausgeschüttete Pulver. Später sei ein ihnen unbekannter Herr mit dem schriftlichen Befehl — sie wußten nicht von wem? — an die Linie gekommen; in Folge dessen sei der Rückzug angeordnet worden. Einige Arbeiter, anfangs im Zweifel, ob man denn das Thor so ganz ohne Wache lassen dürfe, seien später auch abgezogen. Sobald es hell wurde, hätten Bürger von den Häusern dem Militär gewinkt, und dieses sei dann ohne weiteres Hinderniß hereingegangen.“

Nicht viel rühmlicher ging die Landstraße verloren. Am heftigsten wüthete der Kampf in der Leopoldstadt, wo General Bem in eigener Person Alles ordnete. Dieser Theil ist nämlich der Schlüssel der Stadt, man strengte sich daher beiderseits auf das Aeußerste an: die Wiener ihn zu vertheidigen, das Militär ihn zu erobern. Ein Hauptmann der Legion, der in dieser Gegend focht, erzählte mir ausführlich den Verlauf des Kampfes, und ich überzeugte mich später durch den Augenschein, daß seine Aussagen genau mit den Ortsverhältnissen übereinstimmten. Man hatte im Praterstern, von dem alle Straßen auslaufen, am Ende der Jägerzeile eine halbkreisförmige Barrikade aus den

Würfeln des Pflasters bis zur Brusthöhe aufgeführt und an der Vorderseite, um die Wirkung des schweren Geschützes aufzuheben, mit Rasen und Schutt gedeckt. Beiläufig 600 Schritte dahinter stand eine zweite eben so fest und zweckmäßig gebaut mit vier Kanonen. Die Seitengassen waren gleichfalls verbarrikadirt und die Häuser mit Garden besetzt. Am Ausgang von einer derselben, welche in den Rücken der zweiten Barrikade führte, war ein Geschütz aufgestellt, welchem man im Falle eines überlegenen Angriffes die Rückzugslinie in die Jägerzeile vorgeschrieben hatte, um dadurch der hier befindlichen Mannschaft das Zeichen zu geben, sich über die Brücke in die Stadt zu retten. Die Ringbarrikade wurde nun im Verlaufe des Tages aufgegeben und die zweite dahinter besetzt. Das Militär lief in Massen dagegen Sturm. Bem verboth den Kanoniren, welche, sobald nur wenig Mann sichtbar wurden, hastig losbrennen wollten, das Feuern bis zu jenem Augenblicke, wo die Gasse auf 200 Schritte vor der Barrikade voll Soldaten war. Nun ließ er mit Kartätschen drein spielen: als der Rauch verzog, sah man das Pflaster weithin mit blutigen Leichen besät. So wurde auch ein zweiter Sturm abgewiesen. Gegen Abend jedoch krachte plötzlich ein Kanonenschuß aus der oben beschriebenen Gasse in die Flanke der Vertheidiger, welche nun in wilder Flucht den Platz räumen mußten. Jenes Geschütz nämlich, von dem wir bereits sagten, daß ihm die Rückzugslinie in die Jägerzeile vorgezeichnet war, fuhr auf einem andern Wege davon; so wurden die Garden vom Militär, ohne daß sie es ahnten, an der Seite gefaßt, und fanden gar nicht mehr Zeit, die bisherige Stellung in Ordnung aufzugeben und eine neue zu nehmen. So gingen die Vorstädte verloren.

Gegen 4 Uhr Abends war bereits die ganze Linie geräumt, uns die Arbeiter am Hernalser Thor wollten nicht weichen und plänkelten fortwährend mit den Feldjägern. Als aber nirgends Hilfe kam, schlich einer nach dem andern betrübt davon, um das Schottenthor zu erreichen. Nie werde ich einen Arbeiter vergessen, der blaß und verwundet durch die Alsergasse herabkam. Auf der Schulter die Muskete mit brandigem Schloß, in der Hand den Säbel blickte er von Zeit zu Zeit um und setzte dann wieder den Weg fort für sich murmelnd: „Es ist Alles umsonst, wir sind wieder verrathen und verkauft!“ — An der Thüre des Kaffeehauses lehnten ein Paar Lümmel, welche bereits zu größerer Sicherheit die Uniform des Gardisten weggeworfen hatten, und nun zusahen, wie an der fernen Linie noch einzelne Schüsse durch die Dämmerung blitzten. „Die dummen Kerle, meinte einer, wollen nicht einsehen,

daß jeder Kampf umsonst ist!« — »Was ligt daran, erwiederte sein Genosse, man schießt ein Paar Dutzend todt und dann ist Alles gut!« Andere spielten unbekümmert, was draußen vorging, Billard, oder witzelten beim schwarzen Kaffeh über die letzten Ereignisse. Ich konnte den bittersten Schmerz nicht mehr bezwingen und ging fort. Nie hatte ich die Veranlassung des Kampfes und die Art seiner Fortsetzung gebilligt, die Mannhaftigkeit dieser rohen Arbeiter jedoch, welche wie ein Edelstein aus dem physischen und moralischen Schmutz hervorleuchtete, rührte mich aufs Tiefste um so mehr, da sie den Einsatz eines verlorenen Spieles bildete. Später hörte das Gefecht auf; die Proletarier zogen zurück; Jäger besetzten das Bründelbad, welches sie rein ausplünderten. Durch die Nacht erschallte nun der Siegesjubel der Soldaten, die ihrem Feldherrn ein lautes Hoch! brachten.

Am Morgen lag eine bange Stille über der ganzen Stadt, trübe Blicke, finstere Mienen, nur hie und da ein schadenfrohes Lächeln jener, denen der Sieg Windischgrätz's willkommen war. Man sah jeden Augenblick dem Einrücken des Militärs entgegen, und hatte daher bereits eine Menge Waffen ins Gemeindehaus abgeliefert. Da erscholl plötzlich um 10 Uhr Vormittags die Kunde, die Ungarn seien in der Nähe. Alles griff von Neuem zum Gewehr, so leicht nimmt der Mensch seine Wünsche für Wahrheit! Man hörte auch in der That über die Simmeringerheide dumpfes Rollen des Geschützes, keineswegs aber so stark, um daraus eine Hauptschlacht zu folgern; allein schon ein Kanonenschuß in jener Richtung hatte genügt, Alles aufzuregen. Studenten ritten mit der Botschaft durch die Vorstädte, einer davon kam auch nach St. Ulrich. Wie er nun mit lauter Stimme die nahe Befreiung verkündete, ergriff ein Schlosser in Wuth darüber, daß aufs Neue für eine ungewisse Hoffnung das Wol der Stadt eingesetzt werde, einen Stein, der Student fiel von seinem Wurf tödtlich getroffen aufs Pflaster. Das wüthende Volk ergriff den Mörder, er soll den Faustschlägen erlegen sein, eh' man noch eine Laterne erreichte, ihn aufzuknüpfen.

Trotzdem, daß man mit Windischgrätz schon auf Ergebung unterhandelt hatte, wurden doch die Bezirkschefs gezwungen, Allarm trommeln zu lassen. Bald darauf ging es wieder am Hernalserthore los. Auf der Gasse schritt ein Tambour der Nationalgarde, welchen die Soldaten früher festgenommen hatten, stolz einher: Wir haben gesiegt, rief er beide Schlägel lustig in der Luft schwingend, dem Volke entgegen, das Militär ist theils gefangen, theils von der Linie verjagt! — Nun bereitete man sich, wenn noch vor Ankunft der Ungarn ein Sturm versucht werden sollte, zum kräftigsten Widerstand.

Die Alservorstadt wurde noch mehr verbarrikadirt, selbst gegen das Glacis hin, um den Rücken frei zu halten, Bewaffnete sicherten jeden Zugang, die Trottoirs wurden aufgerissen und die Steinblöcke, damit die darüber Stürmenden zu Boden stürzten, auf der Straße zerstreut. Abends verhallte das Getöse des fernen Kampfes, nur bisweilen wurden die dunkeln Nachtwolken vom Bliz einer Kanone erhellt, welchem lange hintendrein der Knall folgte, ein Zeichen, daß in bedeutender Ferne gefeuert worden sei. Vom Stephansthurm ließ man Raketen steigen, über das Feld gegen Ost flogen einige Leuchtkugeln empor, an den Wachtfeuern, die in allen Gassen der Vorstadt brannten, sprach man nur vom gewissen Siege des nächsten Tages.

Der 31. Oktober brachte zwar nicht die Ungarn zum ersehnten Entsatz, wol aber ein Plakat Windischgrätz's, worin er sich über die hinterlistigen Angriffe, welche während der Unterhandlung wider alles Kriegerecht gegen seine Truppen gemacht wurden, beschwerte, und zugleich verkündete, die Ungarn seien von ihm zurückgeschlagen, und damit falle jede Stütze des Aufstands. Obwol über die Wahrheit dieser Kundmachung bei Vernünftigen nicht der mindeste Zweifel sein konnte, so wollten doch die Studenten und was ihnen anhing, die Vertheidigung nicht aufgeben und begannen an der Linie neuerdings den Kampf. Dieser war jedoch im Allgemeinen längst schon entschieden und konnte durch die glücklichsten Einzelngefechte keine andere Wendung bekommen. Ein Arbeiter, dem man vorstellte, diese Hartnäckigkeit bringe die ganze Vorstadt ins Verderben, antwortete kurzweg: Was liegt mir daran, ich habe weder Haus noch Bett zu verlieren! — In Folge dieser Plänkeleien wurden Granaten gegen den Wall geworfen, welche mehrere Bretterhaufen anzündeten, die bald in lichten Flammen aufloderten. Gegen Mittag wichen endlich die Vertheidiger aus Besorgniß für den freien Rückzug. Sie ließen in der Eile ein Geschütz auf dem Wall stehen; diesem spannte sich später eine Schaar Gassenbuben vor und zog es mit großer Anstrengung über das Glacis der Stadt zu. Hier war alles zum Widerstand entschlossen, kecke Dirnen traten bewaffnet auf, von Ergebung durfte gar Niemand reden. Ein junger Mann, der einem herumstreifenden Haufen die Niederlage der Ungarn mit aller Schonung erzählte, soll augenblicklich niedergestoßen, sein Kopf abgehackt und auf ein Bajonet gesteckt worden sein. Um 12 Uhr begannen endlich auch noch die Glocken von St. Stephan Sturm zu läuten. Ein Student, der dazu durchaus keinen Auftrag hatte, setzte sie mit einigen Arbeitern in Schwung. In der Verwirrung that jeder, was er wollte: war schon früher in den Anstalten weder Einheit noch Zusammenhang,

so hatten sich jetzt alle Bande gelöst und jede Spur verständiger Leitung schwand gänzlich. Nun eröffneten die Feldjäger aus den höhern Stockwerken der Leopoldstadt das Feuer gegen die Bastei; dieses wurde auf das lebhafteste mit Gewehren und Kanonen erwidert. So vergingen zwei Stunden; nun erst ließ das Militär aus dem Schwarzenberg-Garten und den kaiserlichen Stallungen mehrere Batterien groben Geschützes wirken. Die Kanonade war so stark, daß die Häuser bebten und die Fenster splitterten, Raketen mit ihrem Feuerschweife flogen im Bogenschwung der Stadt zu; die Vertheidiger aber sangen auf den Basteien das Lied: Was ist das Deutschen Vaterland! Vier Uhr mochte nicht fern sein, da stiegen in jener Gegend, wo die kaiserliche Burg liegt, erst dünne Rauchwolken, dann dichter Qualm, nicht lange so schlugen die Feuersäulen hell zum Himmel empor. Die Kanonade dauerte nnunterbrochen fort, noch immer stiegen Raketen und Granaten, das Schießen der Vertheidiger verhallte dagegen, wie das schwache Stammeln eines Kindes gegen das Rollen des Donners. „O hätten wir alle den rechten Muth, sagte ein zerlumpter Bursch zu seinem Kameraden, so ließen wir die drinnen nicht allein fechten, in den Vorstädten sollte sich erheben, was Arme hat, und die Soldaten erdrücken!" — „Hört ihr nicht auf, ihr schlechten Kerle, unterbrach sie nebenan ein Herr, der von Zeit zu Zeit aus einer goldenen Dose schnupfte, habt ihr nicht genug Unheil gestiftet, wollt ihr noch mehr anrichten?" — Sie betrachteten ihn mit einem trotzigen Blicke, der zu sagen schien: Noch ist nicht aller Tage Abend! und gingen schweigend weiter.

Bei anbrechender Dämmerung hörte die Kanonade großentheils auf; das Militär versuchte nun den Sturm auf das Burgthor, die Vertheiger machten gar keinen Versnch, die Eingedrungenen durch einen raschen Bajonetangriff wieder hinauszuwerfen, sondern entflohen in rathloser Verwirrung. Die Soldaten erreichten ohue Hinderniß den Hof. Dort lagen im Gebäude des Kriegsrathes die wenigen polnischen Lanziers, welche man mit den Pferden der ungarischen Nobelgarde beritten gemacht hatte. Ein Beamter wollte einen davon, weil er mit dessen Eltern befreundet war, dadurch retten, daß er ihm seine Kanzleikleider zur Flucht anboth. Der Jüngling jedoch schlug es aus, er wolle Tod und Leben mit seinen Genossen theilen. So erwarteten alle ernst und schweigend wie es Männern im Unglücke ziemt, ihr Schicksal. Das Militär entwaffnete sie und sperrte sie bis auf weitere Verfügung in den Keller. Dann drang eine Abtheilung über den Rennweg in das Zeughaus, wo eine Schaar Mobilgarden die Wache versah. Als diese des Militärs ansichtig wurden, schrien sie wie am Spiße steckend um Pardon. Nachdem man ihnen

die Gewehre genommen, führte man sie in die Heumarktkaserne den vorläufigen Aufbewahrungsort für Gefangene. Jener Theil der Vertheidiger, der entweder nur gezwungen gekämpft, oder die Lust am weitern Widerstand verloren hatte, warf die Musketen fort, so daß die Straßen überall mit Waffen überstreut waren. Manche zogen noch überdieß die Montur aus und ließen sie am Weg liegen, um ja durch nichts verrathen zu werden. Andere zertrümmerten in Wuth die Gewehre, weil sie die Demüthigung nicht ertragen wollten, selbe vor ihren Feinden zu strecken. Ein anderer Theil wurde in jener Betäubung, welche die Menschen nach gewaltigen Ereignissen, gegen die ihre Kraft nichts vermag, zu lähmen pflegt, später entwaffnet und gefangen.

Unterdeß wüthete das Feuer ohne Hinderniß fort; es war ein Anblick von grauenvoller Majestät, wie die Flammen emporflatterten und den Thurm der Augustinerkirche umspielten. Die Kupferdächer glühten so hell, daß kaum das Auge den Glanz ertragen konnte; — ein dumpfes Getöse, sie stürzten ein und weithin wirbelten rothe Funken auf. Der Stephansthurm mit seinem Knauf stieg wie eine Rakete in die schwarze Nacht empor, so stark beleuchtete der Feuerschein eine Seite desselben. Gegen 9 Uhr wurde der Brand, welchem die siegreichen Soldaten endlich Löschmittel entgegensetzten, schwächer und verglomm allmählig. Nur aus der glühenden Asche stieg noch eine lichte Rauchwolke, bis auch diese später verschwand. Auf dem Glacis standen überall Gruppen von Zuschauern, welche sich, je nachdem sie die Gesinnungsähnlichkeit zusammengeführt, verschieden aussprachen. Einigen war es nichts als ein Spektakel, nur ein bischen großartiger, als man es selbst in der besten Zeit auf der Bühne sehen konnte; andere berechneten den Vortheil, welchen Handwerker aus einem Neubau ziehen würden, andere bedauerten, daß die herrlichen Kunstwerke und seltenen Naturalien, welche der Sammelfleiß von Jahrhunderten aufgespeichert, nun zu Grunde gehen sollten. Eine Schaar von Arbeitern betrachtete mit verschränkten Armen den Brand, der Ausdruck ihrer Mienen zeigte eine heimliche Freude, welcher sie keine Worte liehen, nur wenn da oder dort etwas einstürzte, deutete irgend einer darauf hin und die andern lächelten voll Hohn. Diese Leute waren in dem furchtbaren Nachtstück, welches sich vor aller Augen entfaltete, im eigentlichen Sinne des Wortes die historischen Personen. Von den Zuschauern, wie ich sie beobachtet, hatten überhaupt nur wenige ein Bewußtsein von der Bedeutung des Brandes, welcher aus der Ahnenburg des Kaisers auflohte.

Es scheint der Mühe werth, ein Streiflicht auf die Entwicklung des Verhältnisses zwischen Dynastie und Volk fallen zu lassen. Anfangs hieß es im-

mer: Kaiser Ferdinand habe den besten Willen, seine Unterthanen zu beglücken, wenn er sich in den Mitteln vergreife, sei das die Schuld seiner Rathgeber, die sein gutes Herz mißleiteten. Jenes angebliche Verhältniß von Vater und Kindern, auf das man sich in Oesterreich so gerne berief, schien in der That eine gewisse Wirkung zu äußern, nur die Erzherzogin Sophie verfolgte entschiedener Widerwillen. Im Feldlager der Radikalen sagte man ihr ziemlich allgemein nach, sie allein wolle den stolzen habsburgischen Thron, rechts den frömmelnden Klerus, links die übermüthige Aristokratie auf dem Nacken der Völker aufrecht erhalten. Von jetzt schlug aber die öffentliche Meinung um. Die Flucht des Kaisers befreite Zungen, welche bisher die Scheu vor dem ehrwürdigen Herkommen gezügelt hatte, man schilderte den guten alten Man mit immer grellern Farben fast wie einen Tiberius, der bisher mit freundlicher Miene bei schlechtem Spiel den Völkern Freiheiten gegeben, welche ihm die Furcht abpreßte, und sich dann stets mit schlauer Berechnung des Augenblickes, wo er das Gegebene zurücknehmen könne, flüchte damit nur auf seine Knechte nicht aber auf ihn selbst die Schuld fluchwürdiger Ereignisse falle. In diesen Tagen, wo das einbre chende Unglück die Leidenschaften vieler fast zur Raserei steigerte, hörte man häufig Reden, die schwerlich anderswo eine Paralelle finden als in der furchtbarsten Zeit der französischen Revolution. Bei ruhiger Betrachtung von Menschen und Verhältnissen durfte man übrigens nicht daran zweifeln, es würde jenes schmutzige Gewürm, welches unter dem Vorwand für die Dynastie zu wirken, Oesterreich seit Jahrzehnten an den Rand des Abgrundes gebracht hatte, auch jetzt unter diesem Schild das Nessusgewand des Truges weben, die verabscheuungswürdigen Frevel des 6. Oktobers für sich ausbeuten, und dem allgemeinen auflegen, was das besondere verschuldete. In nächster Folge tritt jener wilde Aufruhr in den Hintergrund, er war blos der Funke, welcher in den allerorts gehäuften Brandstoff fiel. Derartiges hat stets nur die Bedeutung eines Ereignisses, es läßt auf ein Ganzes schließen, ist aber nicht das Ganze. Keiner von den streitenden Theilen konnte mehr zurücktreten, es handelte sich hier nicht um das Wollen, sondern um das Müssen, mit einem Worte um die Selbsterhaltung. Und in der That! nicht sobald wird dieser Kampf friedlich gelöst, es mag zu zeitweiligen Waffenstillständen kommen, sei es aus Erschöpfung sei es durch Unterdrückung des einen oder andern Theiles, so lange aber die Freiheit, wo sie errungen wird, fast augenblicklich in zügellose Frechheit umschlägt, wird sie auch dem Machiavellismus verfallen, bis diesen wieder die aufbrausenden Wogen der Volkswuth begraben. Diese Gegensätze müssen

sich an einander abreiben, wann wird aber eine friedliche Ausgleichung stattfinden? Wer die Menschen und ihre Leidenschaften kennt, wird dieser Frage ernstes Schweigen entgegensetzen: von einem goldenen Zeitalter darf nur der Dichter träumen, nicht der Denker.

Der erste und zweite November vollendeten die Unterwerfung Wiens. Nun begegnete man auf jedem Schritte Soldaten, welche auf eine nicht immer höfliche Art sich als die Gebieter des Civils zu erkennen gaben. Stadt, Vorstädte und Land waren durch einen dreifachen Truppenkordon von einander abgesperrt, der sich nur gegen grundgerichtlichen Geleitschein öffnete. Der fieberhaften Aufregung folgte gänzliche Abspannung, viele krochen bereits auf ekelhafte Weise vor den Ueberwindern; Wien bewieß hinlänglich, daß es trotz allen pomphaften Proklamationen wenig Anlage für ein zweites Saragossa habe. Es war wol auch leicht vorauszusehen. Diese Bürger haben nicht mehr die eisernen Sehnen deutscher oder lombardischer Freistädter, sie küssen jedem Sieger — ob Student, ob Kroat, ob Baschkir, gleichviel! — mit gewissenhafter Ergebung den Fuß und sehen dem Wechsel der Herrscher mit derselben gemütlichen Hirnlosigkeit zu wie dem Wechsel der Schüsseln auf dem wolbesetzten Mittagstische. Sowol Windischgrätz als auch die Studenten irrten, — mußten sich irren, — wenn sie für sich von dieser Seite irgend eine That männlicher Entscheidung erwarteten.

Weil es sonst nichts mehr zu schauen gab, strömte die neugierige Menge dem Leichenhofe zu, die Gefallenen zu betrachten, mancher auch, der Angehörige vermißte, im bangen Vorgefühle, sie dort zu finden, wo er es nicht wünschte. Die Todten lagen in vier Reihen auf dem schmutzigen Boden ausgestreckt, von Beschauern so umringt, daß ich es vorzog, zu warten, bis der Platz, auf welchem sich Drücken und Stoßen am wenigsten schickte, leerer würde. Auf dieses Wogen und Treiben blickten vom Narrenthurm nebenan die Irren, einige blaß und schweigend, andere schwatzten von den Bildern ihres Wahnsinns, denen hier weder Ort noch Zeit entsprach; bisweilen ein gellender Schrei, dem schallendes Gelächter folgte: es war eine schreckliche Scene. Am widerlichsten waren aber hier die Weiber und nicht bloß der untersten Stände: oft mit Kindern auf den Armen drängten sie überall vor und hielten gerade bei Leichen, von deren gräßlicher Verstümmlung selbst der Arzt gern das Auge wandte, wie Aasfliegen ihren lauten Markt. Nach einer Weile gelang es mir näher zu kommen. Nur mit einem flüchtigen Blicke musterte ich diese Opfer, seien meine Bemerkungen darüber eben so flüchtig. An Zahl mehr als

vierhundert trugen fast alle die Wunden vorn; darunter kam ein höchst sonderbarer Fall vor, auf welchen mich einer der anwesenden medizinischen Professoren aufmerksam machte. An der Oberseite des Schultergelenkes einer Leiche steckte eine Kanonenkugel derart zwischen Haut und Fleisch, wie es sonst nur mit Flintenkugeln stattfindet. Bei oberflächlicher Besichtigung war nirgends eine Schußwunde bemerkbar, erst später entdeckte man vom Mundwinkel gegen die Wange einen Riß, welcher sich aber durch die Todtenstarre geschlossen hatte. Die Kugel war gewiß schon ganz matt, als sie das Gebiß durchschlug, und senkte sich dann unter der Haut des Halses zu jener Stelle, wo man sie antraf. Mehrere Leichen zeigten die Spur schrecklicher Mißhandlung, andere mit blauen aufgedunsenen Gesichtern hatten noch den Strick um den Hals, zwei — Mann und Weib — lagen ganz verkohlt, ein Aschenhäufchen, daneben Kopf und Oberleib. Meistens waren es junge Männer, der Ausdruck des Gesichtes wieß darauf hin, daß sie im Kampfe fielen; die Brauen finster gefaltet, die Faust krampfhaft geballt, der Mund halb offen, mir war als hörte ich jene Worte des römischen Dichters:

Exoriare aliquis nostris ex ossibus ultor!

Doch genug von diesen Dingen. Ich ging nun auf die Landstraße, wo der Banus sein Heerlager hatte. Als ich diese Kroaten mit den asiatischen Gesichtern und halborientalischen Trachten erblickte, kam es mir vor, als sei ich um Jahrhunderte in die Zeit der Türkenkriege zurückversetzt. Die Gruppen, welche überall neben den Gewehrpyramiden vor den Häusern auf dem Pflaster hockten, lassen sich leichter malen als schildern. Da waren Kerle an Brust und Schultern so mächtig gebaut, wie ich es sonst nur in den Thälern meiner Heimat zu sehen gewohnt war. Die meisten waren im besten Mannesalter, die Wangen von der Witterung gebräunt, falkenartig kühne Augen, in denen etwas scharflauerndes lag; die breiten Backenknochen deuteten auf die slavische Race: in diesen Körpern lag eine Naturkraft ausgesprochen, welche die geschichtliche Zukunft dieser halbwilden Stämme unschwer ahnen ließ. Meistens trugen sie rothe Mützen, braune Kittel ähnlich den Lodenrock der Tirolerbauern, die Brust unbedeckt, an den Füßen Opanken, beiläufig wie die Sandalen der Bettelmönche. Am ausgezeichnetsten war die Tracht der Leibgarde des Bans: der Sereczaner. Ihre krebsrothen Mäntel glichen den Gewändern, welche in manchen deutschen Kirchen die Mesmer anhaben, wenn sie mit dem Klingelbeutel sammeln. Die Stelle der Weste vertritt häufig ein zottiger Pelz, die bauschigen blauen Hosen reichen bis ans Knie, wo sich knappe Strümpfe mit bunter Stickerei anschließen. Die Mitte des Leibes umschlingt ein breiter Gurt

fast wie ihn die Unterinnthaler tragen, doch stecken Pistolen darin und ein türkischer Dolch. Der Griff ist meistens von Bein, nicht selten mit Malachit oder Amethyst besetzt, die Chargen tragen das port d' epée daran. Was übrigens jenen bekannten Spruch: Stehlen wie ein Kroat! betrifft, so haben ihn diese werthen Gäste keineswegs Lügen gestraft. Abgesehen davon, daß beim Einbruch in die Vorstädte Alles ihnen gehörte, was sie mit langen Fingern erreichen konnten, hielten sie in den ersten Tagen nicht selten Vorübergehende an und sackten sie unter dem Vorwande, sie müßten noch Pulver und Blei suchen, ohne weiters rein aus. Deswegen traf man auch in ihren Taschen mancherlei, was keineswegs zur Ausrüstung eines Kriegers gehört. Hier trug sich Aehnliches zu, was man von den Schweizern erzählt, als sie nach der Niederlage Karls von Burgund sein reiches Lager plünderten. Einer verkaufte eine hundertgültige Banknote um 11 Zwanziger, ein anderer eine goldene Uhr um etliche Gulden, sie nahmen Alles an: Silber und Kupfer, nur kein Papiergeld. Diese Enakssöhne betrugen sich später ganz artig, und die schönen Wienerinnen überwanden bald den Schrecken davor.

Aus dem Kroatenlager begab ich mich in die Stadt. Das Burgthor trug zahlreiche Spuren von den Kanonenkugeln, welche den Sturm vorbereiteten. Hie und da waren ganze Stücke des dorischen Gebälkes ausgesprengt, die Steinsäulen standen jedoch mit ihren Narben wie alte Krieger noch unerschüttert. Die hölzernen Thorflügel waren wie ein Sieb durchlöchert, an einigen Stellen von Raketen angebrannt. Buben suchten im Schutte des Grabens nach Kugeln und Scherben von Granaten, die sie dann verkauften — zur Erinnerung an die große Belagerung! wie sie schrien. Kaum hatte ich die nächsten Gassen der Stadt betreten, so wünschte ich mich schon wieder hinaus. So ungefähr mag es in Rom ausgesehen haben, als der zurückgekehrte Sulla die Pöbelherrschaft des Marius zertrümmert hatte. Ueberall Wachen und größere Truppenabtheilungen; Patrouillen durchstreiften die Straßen und trieben mit roher Gewalt Gefangene, oft Leute von gutem Aussehen — vor sich her oder holten sie aus den Häusern. Nicht immer wußte man das „Wer und Warum?“ denn bereits bildete sich wieder das alte Naderersystem der Angeberei aus, wegen einem freien Worte konnte man bei Nacht und Nebel verschwinden. Alles dieß beängstigte um so mehr, da die Richter im Geheimen saßen, und die öffentliche Meinung ihre kriegsrechtlichen Urtheile nicht beaufsichtigte. Da möchte man wol mit David ausrufen: Es ist besser, in die Hände des unsichtbaren Gottes zu fallen, als in die Gewalt der Menschen. Anfangs scheint das Militär nicht immer mit den Gefangenen menschlich verfahren zu sein, möge die Erzählung

eines Legionärs, dessen Aufrichtigkeit zu bezweifeln kein Grund vorlag, dieses beispielsweise darthun. Er wurde in der Leopoldstadt, obwol er keine Waffen bei sich führte, und nur den runden Hut trug, an dem er bereits die Federn abgerissen und die Krempe umgeschlagen hatte, von einer Patroulle aufgegriffen. Man brachte ihn zu mehreren Gefangenen, theils Mobilgarden theils Studenten, welche sich im erbärmlichsten Zustande befanden. Hier zerrte ihn ein Offizier mit lautem Hohngelächter bei Haaren und Bart, vor seinen Augen hielt ein anderer einen Legionär beim Bart und schnitt ihm denselben nicht etwa mit einem Rasir- sondern mit einem Tischmesser ab, oder riß ihn vielmehr aus. Dabei sei immer das nächste Wort gewesen: Hat man euch endlich ihr Kanaillen! ihr nichtswürdiges Gesindel, jetzt wird man euch schon springen lehren. Ueberhaupt habe die Brutalität mancher Militäristen alle Menschlichkeit mit Füßen getreten. Später seien dann ihrer mehr als fünfzig, darunter verwundete, in ein enges Loch zusammengepfercht worden; zwei Tage habe man sie ohne alle Nahrung gelassen, und als sie endlich unter den äußersten Qualen des Hungers um etwas bettelten, brachten ihnen ihre Wächter Komißbrod und Wasser, das zu trinken sie ekelte, weil es einen Beigeschmack nach Urin hatte. Dann seien öfters Offiziere eingetreten und hätten ihnen jede Schmach angethan; endlich habe ihnen ein Priester das heilige Sakrament gereicht, so daß sie glaubten, es sei ihr letztes und sie würden alle erschossen werden, das um so mehr, weil man hin und wieder Einzelne abholte, welche dann nicht mehr zurückkehrten. Ihm sei es endlich durch eine glückliche Verkettung von Umständen gelungen, sich frei zu machen. Das krankhafte Aussehen des Erzählers strafte seine Worte nicht Lügen und schien die sagenhaften Gerüchte, die über Mißhandlung der Gefangenen von Mund zu Mund gingen, zu bestätigen. So wurde auch ein Techniker, der sich bisher durch fleißiges Stundengeben ernährt und durch bescheidenes ehrenhaftes Betragen die Achtung Aller, die ihn kennen lernten, erworben, mir nichts dir nichts unter die Fuhrknechte gesteckt, obwol er inständig bat, man solle ihn, wenn man ihn doch einmal zum Militär zwingen wolle, zur Artillerie oder überhaupt zu einem Fache abgeben, das eine seinen Kenntnissen entsprechende Laufbahn gewähre. Das geschah freilich in den ersten Tagen der Eroberung, ob aber dieser Umstand ein solches Verfahren entschuldige oder nicht, darüber wird selbst unter den gegebenen Verhältnissen die Entscheidung nicht schwer sein. Später wurde die Behandlung der Gefangenen anerkannt milder.

Die innere Stadt hatte übrigens keineswegs so starke Beschädigung erlitten, als die Heftigkeit der Kanonade fürchten ließ. Abgebrannt waren nur

die Dächer der Hofbibliothek des zoologischen Kabinetes und der Augustinerkirche. Ueber die Ursache des Brandes sind die Stimmen getheilt, einige sagen, die Mobilgarde habe das Feuer von Innen angelegt, andere behaupten fest, es sei durch hineingeworfene Raketen erzeugt. Offiziere erzählten, man habe an Raketen und Granaten die Brandröhre so verkürzt, daß sie noch in der Luft oder auf dem Glacis unschädlich platzen sollten, denn man wollte mehr durch Schrecken als durch Zerstörung wirken. Beamte der Bibliothek, welche während des Brandes sich daselbst befanden, versicherten, daß vom Gewölbe des Daches Pechstücke herunter gefallen seien; man rieche den Gestank davon noch im großen Saale. Es dürfte wol für immer unmöglich sein, das Verhältniß der Thatsachen in jenen verhängnißvollen Augenblicken derart aufzuklären und festzusetzen, daß jeder Zweifel als beseitigt gelten könnte.

Auf der Universität, dieser einst so berühmten Geburtsstätte der Freiheit war Alles öde, wüst und verlassen. Beim Rückwege über den Domplatz blickte ich zufällig am Stephansthurm empor: von der Rose flatterte die schwarzgelbe Fahne, das Siegeszeichen der Militärherrschaft durch den feuchten Nebel nieder. Das war der Abschluß des wüsten Dramas, freilich der Knotenpunkt neuer unberechenbarer Entwicklung.

In der Erzählung sind bereits die Ursachen von Sieg und Niederlage angedeutet, sie lassen sich ganz kurz zusammenfassen. Die Beschaffenheit jedes Werkes ist von der Kraft des Bildners und der Art des Stoffes bedingt. Frägt man nach den Leitern der Bewegung, so findet man kaum jene Klugheit, welche in gewöhnlichen Zeiten Ursache und Wirkung abzuwägen versteht, geschweige denn jenen Blick des Genius, der in außerordentlicher Lage Hilfsmittel findet und prüft. Der Gemeinderath, welcher nach Gesinnung und Einsicht wol vielleicht in ruhigen Tagen die große Maschine in regelmäßigem Gang zu erhalten verstanden hätte, erwieß sich bei diesen Vorfällen als eine Reihe von Nullen, denen statt der Einheit wiederum eine Nulle vorangesetzt war. Beim Oberkommando begegnen wir in der Zeit von vier Wochen vier Chefs, deren letzter bei allem guten Willen und sonstigen Verdiensten auch nicht vermochte, einen Bau zu stützen, für den selbst die Kraft eines Herkules vergebens Säulen errichtet hätte. Von seinem Generalstabe glänzte nur Bem, wie einst in der Schlacht von Ostrolenka so auch hier; über die bisherigen Leistungen der andern Führer wußte Niemand nichts; einige davon, die in der Fremde ihr Licht leuchten ließen, waren in der Heimat als Thunichtgut und elende Lumpen verrufen. Die Offiziere der Nationalgarde, zu meist reichere Bürger, die man nicht selten darum gewählt hatte, weil sie der durstigen

Kompagnie bisweilen einen Eimer Wein „aufwichsten“, waren zum Theil schon vor der Belagerung aufs Land geflohen; die größere Anzahl der zurückgebliebenen taugte wol für die Parade nicht aber aufs Schlachtfeld. Die Legion, von der sich vielleicht kaum der achte Theil zu Wien befand, entfaltete zwar die ausgebreitetste Thätigkeit, indeß konnte alle Aufopferung den Mangel taktischer Kenntnisse, welche bei Führung der Mobilgarde nöthig waren, nicht ersetzen. Betrachtete man die Massen der Vertheidiger, welche sich übrigens durch Ausreisser mehr und mehr lichteten, so mangelte diesem rohen Körper gleich zum vornhinein Lenksamkeit und Gliederung. Man hätte aus den vorhandenen Elementen vielleicht wol allmälig etwas bilden können, jetzt aber mangelten die Männer, die es vermocht hätten, vor Allem jedoch gebrach es an Zeit, Passendes einzuleiten und durchzuführen. Mit der Kraft des Enthusiasmus vermag man wol im plötzlichen Ansturm Schlachten gewinnen, jedoch Krieg führen läßt sich damit in die Länge ein- für allemal nicht. Die Disziplin, welche allein die für große Unternehmungen nothwendige Ausdauer verschafft, wird wie jede Tugend nicht mit einem Tage erworben, sondern erst durch lange Uebung. Was Wunder also, wenn unter den Vertheidigern Wiens Dinge vorkamen, die bei geordneten Schaaren unter keiner Voraussetzung vorkommen sollten? Ordnete ein Kommandant etwas an, was der vielköpfigen Kompagnie mißfiel, so wurde ihm nicht selten ins Gesicht gesagt: „Da man ihn selbst gewählt habe, brauche man ihm nicht zu folgen!!“ Ueberdieß haderten bei Dienstleistungen Mobil- und Nationalgarden häufig untereinander, jene bestand zum Theil aus Gesindel, das man vom Schub wegnahm, diese ergriff oft nur gezwungen das Gewehr, man mußte einzelne Mitglieder aus Bett und Keller holen. Doch wäre sonst Alles in Ordnung gewesen, so hatte man doch bereits versäumt, Munition und Lebensmittel herbeizuschaffen, man hatte keine Kavallerie — denn die meisten Berittenen der Volkswehr waren wohlhabende Bürger, welche ihr Leben durch die Flucht der Gefahr entzogen: wie sollte man unter solchen Verhältnissen eine lange Belageruug aushalten oder wol gar einen Ausfall ins freie Feld wagen? Wien mußte fallen, daß es fiel, ist kein großes strategisches Verdienst des Fürsten Windischgrätz, der mit zehnfacher Ueberzahl an Truppen und Geschütz concentrisch gegen die Stadt wirkte, welche überdieß von dem umliegenden Terrain nach allen Richtungen bestrichen und daher an und für sich ohne äußere Stütze nie gehalten werden kann. Da heißt es freilich: einer der Faktoren, auf den man zählen, und billig zählen zu dürfen vermeinte, habe sich als ganz unthätig erwiesen, — der so heilig zugesagte Landsturm blieb bis auf einige schwache Zuzüge völlig aus. Gerade das

war eben die größte Selbstverblendung oder Unkenntniß der Sachlage, diesen Faktor in Rechnung zu setzen. Wien steht zu den Provinzen in einem ganz anderen Verhältniß als Paris: die Revolution mußte an der durch Nationalität und Geschichte berechtigten Centrifugalkraft der Provinzen scheitern, so wie an dieser noch manches Ministerium, welches eine zu stramme Centralisation herbeizuführen sich anstrengt, scheitern, und in der Erfolglosigkeit seines Strebens ein Seitenstück zur Verkehrtheit der Volksführer in den Oktobertagen liefern wird. Uebrigens war durch die erfolgte Entscheidung keine Brust von der drückenden Schwere entlastet, denn der Kampf schien vorderhand nur abgebrochen, nicht vollendet. Wer die damaligen Verhältnisse Deutschlands und Oesterreichs aufmerksam betrachtet, kann es sich nicht verhehlen: ein Sieg der Demokraten wäre keineswegs ein Sieg der Freiheit gewesen. Die einzelnen Volksstämme hätten sich wie beim Thurmbau von Babel nach allen Richtungen geschieden, ja im wildesten Kriege gegen einander erhoben, und dadurch fremder Knechtung auf das wirksamste in die Hände gearbeitet. Oder — zeigt die Geschichte vielleicht einen Staat, der ohne materielle Festigkeit seine Freiheit bewahrt hätte? Auf die Bruderliebe der Nachbarn zu bauen ist eine Bornirtheit, welche man nur der cosmopolitischen Conjecturalpolitik deutscher Professoren zu gute halten kann.

Auf diesem Gebiete stiftete die Wiener Tagespresse unberechenbaren Schaden. Die meisten Leute der untern Stände hatten früher in stumpfsinniger Gleichgiltigkeit kaum etwas anders gelesen, als eine Rittergeschichte; nun ergriff plötzlich eine ungeheure Aufregung alle Schichten der Gesellschaft, die wichtigsten Angelegenheiten wurden auf der Straße betrieben, wo Leute, welche zwar ihre Lunge, nicht aber ihr Geist dazu berechtigte, das große Wort führten. Sudelblätter flogen wie welkes Herbstlaub in jeden Winkel, und so verbreitete sich wie Pesteiter das Gift auf Menschen, welche früher unreif, nun schädlich wurden. Man muß es geradezu sagen, die Entwicklung gewisser Seiten der Wienerjournalistik bleibt ein unauslöschlicher Schandfleck in der Geschichte deutschen Lebens. Wir haben weder in alten noch in neuen Tagen ein Beispiel, daß irgendwo der naive Kinderglaube eines Volkes, sein Vertrauen auf das gedruckte Wort zu so schändlicher Unzucht des Geistes mißbraucht worden wäre, wie eben hier. Um für das ekelhafte Treiben dieser Journalistik, welche sich als die Trägerin der heiligen Ideen von Freiheit und Recht ausgab, das passendste Wort zu finden, müßte man sich zu ihrem Schmutz herablassen, denn wenn irgendwo — wäre es nur hier anzutreffen, wir wollen uns aber von dieser Kloake abwenden.

Ein Erfolg dieser Partei hätte einen Terrorismus herbeigeführt, den die klassische Geschichte nur in den Aechtungen der Prätorianer, die moderne Aera in der französischen Revolution aufweist. Jeden Augenblick konnte man hören: Laßt uns zuerst den Windischgrätz besiegen, dann hängen wir die Schwarzgelben: diesen und jenen und den auch! Daß darunter nicht bloße Reaktionäre begriffen seien, versteht sich von selbst.

Der Weg vom Worte zur That ist freilich meistens sehr weit, oft aber auch sehr kurz. Beim Morde Latours war die Tatze des Tigers schon einmal sichtbar geworden, wie sollte es nicht ein zweites Mal geschehen können? Das Einrücken des Militärs hat Befürchtungen beseitigt, deren Verwirklichung immerhin einige Wahrscheinlichkeit für sich hatte. Daß der Belagerungszustand verhängt werden mußte, um die äußerliche Ruhe aufrecht zu erhalten, erscheint als nothwendige Folge des Vorausgegangenen; überdieß konnte der Ueberwinder nur dadurch den gewonnenen Sieg festhalten. Dieß entschuldigt aber nicht jenes Knechtsgesindel, welches gleisnerisch darum bettelt und öffentlich betet: es möge die Ausname stäte Regel bleiben. Für diese ist die Welt freilich nur ein Komplex von Feldern und Wiesen, und die Weltgeschichte ein Strom, den man, weil er denn doch nicht ausgetrocknet werden kann, so eindämmen und leiten muß, daß er zur Bewässerung der Güter diene, und dadurch möglichst einträglich für die Hauswirthschaft werde. Der männliche Denker wird jedoch über dem Wirklichen nie das Mögliche aus dem Auge verlieren, und stets mit treuem Mute dem zustreben, was er einmal als das Höchste des Staatenlebens erkannt hat. Und damit wollen wir schließen, die Zukunft, deren Zeichen deutlich genug vorliegen, wird ihren Weg ohne Deutelei finden, wie ja schon ein alter Spruch sagt:

Fata viam invenient!



